

Klaus Holzkamp

Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept

Vorgeschichte der Fragestellung

Eindrücke über die Relevanz von »Lebensführung« im universitären Alltag

Warum beschäftige ich mich unversehens und ohne Vorankündigung neuerdings gerade mit »Lebensführung«? Darüber mögen nicht nur andere, die davon erfahren haben, erstaunt sein: Auch ich selbst bin quasi erstaunt, daß ich – obwohl ich für meine weitere Forschungsarbeit eigentlich ganz andere Pläne hatte – plötzlich bei »Lebensführung« gelandet bin und zudem allem Anschein nach auch die nächsten Jahre dabei bleiben werde. Um anderen und mir selbst (mehr) Klarheit über die Gründe dieses Forschungsinteresses zu verschaffen, soll zunächst dessen *Vorgeschichte* etwas genauer betrachtet werden.

1. Bei meiner Zusammenarbeit mit Studierenden in Seminaren, Projekten und bei Prüfungsvorbereitungen wurde mir der (ja eigentlich naheliegende) Umstand allmählich immer deutlicher, daß die gebräuchliche Vorstellung, die studentischen Lernprozesse ergäben sich im wesentlichen aus *dem Verhältnis zwischen universitären Lernbedingungen und persönlicher Lernbereitschaft der Studierenden*, irgendwie kurzschlüssig sei (vielleicht eine Variante des von mir an anderer Stelle, 1993, herausgehobenen »Lehrlern-Kurzschlusses«): Tatsächlich seien diese Lernprozesse doch entscheidend auch durch die Lebensverhältnisse und -aktivitäten der Studierenden außerhalb der Hochschule, genauer (dieser Ausdruck drängte sich mir hier spontan auf) durch deren gesamte *alltägliche Lebensführung*, innerhalb derer das Leben an der Universität nur einen Aspekt oder Ausschnitt darstelle, *vermittelt*: Davon, wieweit es den Studierenden möglich sei, ihre Lebensführung so zu organisieren, daß das Lernen an der Hochschule dabei ein zentrales Organisationsprinzip ihres gesamten Alltags darstellt, müsse es entscheidend abhängen, ob sie bei den Lehrveranstaltungen oder sonstigen Lernanlässen an der Universität überhaupt soweit räumlich und/oder mental *präsent* sein könnten, daß von ihnen die dort gegebenen Lernchancen (sei es in einfacher Rezeption oder kritischer Distanz) angemessen wahrzunehmen seien.

Nachdem ich mir die Vermitteltheit universitären Lernens durch die alltägliche Lebensführung der Studierenden einmal verdeutlicht hatte, war es nicht weit zu der Einsicht, daß dies weder durch die Lehrenden noch durch die Hochschuladministration »offiziell« zur Kenntnis genommen wird und auch kaum systematischer Gegenstand von Diskussionen in Sprechstunden oder Seminaren ist. Die Lebensführung der Studierenden ist zwar natürlich Thema ihrer Gespräche untereinander, für die Lehrenden aber mehr oder weniger ein unbekannter Kontinent, der zudem meist nicht einmal als »unbekannt« zur Kenntnis genommen wird. Indirekte Hinweise darauf erhält man meiner Erfahrung nach noch am ehesten bei Terminabsprachen in Arbeitsgruppen und besonders Projekten als längerfristigen Arbeitsgemeinschaften: Dort fallen dann schon einmal Äußerungen wie: Abends

kann ich diese Woche nicht, da bin ich dran, auf Silke aufzupassen; oder: Am Freitag möglichst nicht, da habe ich versprochen, Maria beim Umzug zu helfen; oder auch: Ich würde das Abschreiben der Protokoll-Bänder lieber erst nächste Woche übernehmen, da sind drei Leute aus meiner WG auf Urlaub.

Bei etwas eingehenderem Nachdenken über diesen Punkt wurde mir klar, daß die universitäre »Entöffentlichung« der alltäglichen Lebensführung der Studierenden nicht nur zu administrativen und didaktischen Mängeln führen, sondern auch in der impliziten oder sogar »wissenschaftlichen« *Theorienbildung über studentisches Lernen* ihren Niederschlag finden muß, etwa indem unterschiedliche Studienerfolge bei gleichem Lernangebot umstandslos auf unterschiedliche »Lernmotivation«, unterschiedliche »Befähigung« (die dann wiederum Begabungsunterschieden oder auch Sozialisationsunterschieden geschuldet sein soll) etc. der jeweils einzelnen Studierenden zurückgeführt wird. Durch solche personalisierenden Attributionen wird, wie mir klar wurde, einerseits das Weiterfragen nach möglichen lernbehindernden Brüchen und Widersprüchen studentischer Lebensführung aufgrund spezifischer Ressourcen-Verknappungen, aber auch vieler weiterer, mehr oder weniger unbekannter Umstände, abgeschnitten, kann aber andererseits gerade dadurch die Fiktion individueller Zurechenbarkeit und »Bewertbarkeit« von Studienleistungen aufrechterhalten werden, die die Grundlage für die administrative und »pädagogische« Organisation von Studienkarrieren an der Hochschule bildet. Aus alledem ergibt sich – dies war meine Schlußfolgerung – die Notwendigkeit, den Zusammenhang zwischen Studienleistung und alltäglicher Lebensführung nunmehr zum offiziellen Thema von Diskussionen mit Studierenden zu machen, was jedoch, wie mir schien, eine vorgängige theoretische Abklärung des Konzeptes »alltägliche Lebensführung«, z.B. im Kontext eines Projektes über »Lernen an der Hochschule«, voraussetzt.

2. Nachdem ich mir die mögliche Vermitteltheit der Lernaktivitäten von *Studierenden* mit deren alltäglicher Lebensführung soweit vergegenwärtigt hatte, ließen sich für mich auch bestimmte Gelegenheitsbeobachtungen über die Arbeitsbedingungen von sozusagen »erwachsenen« *WissenschaftlerInnen* an der Universität damit in Zusammenhang bringen: Auch *deren* wissenschaftliche Arbeit ist, wie sich mir von da aus verdeutlichte, nur dann angemessen zu verstehen, wenn man davon ausgeht, daß sie dabei *deren Erfordernisse stets in irgendeiner Weise mit Erfordernissen aus anderen Bereichen ihrer Lebensführung »unter einen Hut« zu bringen* haben. So ist das wissenschaftliche Engagement mancher Kollegen offensichtlich dadurch systematisch begrenzt, daß sie sich abends und an Wochenenden regelmäßig »um ihre Familie kümmern« müssen. Wo sich – was ich gelegentlich beiläufig mitkriegte – Kollegen von ihrer Familie trennten und in eine eigene Wohnung zogen, schien mir als naheliegender Grund dafür nun nicht mehr nur die obligatorische Freundin plausibel: Vielleicht wollte sich der Kollege ja auch die Bedingungen dafür schaffen, um an einer wissenschaftlichen Arbeit wirklich in Ruhe »dranbleiben« zu können. Auf die sicherlich noch zugespitztere einschlägige Problematik bei *Wissenschaftlerinnen* bin ich vermutlich nur deswegen kaum gestoßen, weil es in meinem professoralen Kollegenkreis nur sehr wenige davon gibt. In diesem Zusammenhang wurde mir deutlich, daß meine eigenen mehrfachen Ausbrüche aus familialen Bindungen auch unter dem Gesichtspunkt neu

gesehen werden können, daß dabei schließlich eine Art von Lebensführung resultierte, in welcher das Engagement für einen Lebenspartner und das Engagement für wissenschaftliche Arbeit nicht mehr in Widerspruch zueinander stehen.

Von da aus kam ich dann auf den – zugegebenermaßen spekulativen – Gedanken, daß das Problem, wie man als verheirateter, männlicher Normalwissenschaftler seine professionelle Arbeit mit seinem Familienleben vereinbar machen kann, sich möglicherweise sogar in der *Art der Organisation des Wissenschaftsbetriebes und des Publikationswesens in der psychologischen »scientific community«* niederschlagen haben könnte. So sind die Sitte führender psychologischer Zeitschriften, insbesondere in den USA, nur kurze Artikel über experimentelle Untersuchungen anzunehmen und dabei ausführlichere theoretische Erörterungen wegzustreichen, ebenso wie die Tendenz, größere Monographien zugunsten häufig auf Kongreß-Referaten basierender Aufsatzsammlungen bzw. »Reader« zu verdrängen, u.a. auch ausgesprochen »familienfreundlich«: Solche »Häppchen« kann man sicherlich gut in den Lücken zustandebringen, die einem die häuslichen Verpflichtungen übriglassen, und der Gefahr, daß man sich von wissenschaftlichen Fragen soweit gefangennehmen und »wegtragen« lassen könnte, daß eine »ordentliche« Lebensführung auf familialer Basis darunter leidet, ist damit effektiv vorgebeugt. Auch die akademische Normal-Karriere – vier experimentelle Publikationen in Standard-Zeitschriften im Jahr – wäre auf diese Weise ohne Vernachlässigung von Frau und Kindern abzusichern. Man könnte sogar noch weitergehen und vermuten, daß auch die *wissenschaftstheoretische* Basis der traditionellen Psychologie – Marginalisierung und Abwertung von Grundlagenbesinnungen über die theoretische und methodologische Problematik des Faches zugunsten der Favorisierung von Minitheorien und ihrer experimentellen »Prüfung« – von den Integrationsanforderungen der alltäglichen Lebensführung derer, die eine so verstandene »Wissenschaft« betreiben, nicht völlig unberührt sein mögen. Die konservativ-familialistisch geprägte amerikanische Mittelstandsideologie und die von Grund auf konservativ verfaßte akademische Psychologie kämen sich hier also in gewisser Weise entgegen: Wissenschaftliche Selbstzweifel, Kritik, Versuche einer prinzipiellen Neuorientierung sind so gesehen in einem »spekulativ« und unwissenschaftlich wie auch »unordentlich« bis unmoralisch, da einer »normalen«, d.h. familienzentrierten Lebensführung abträglich. Innerhalb der bekannten, in psychologischen Forscherkreisen tradierten Wissenschaftler-Typologie wäre demnach der »tough minded scientist« – anders als der »tender minded philosopher« – ein erfolgreicher Wissenschaftler, der seine Familie nicht vernachlässigt.

Nach Kenntnisnahme solcher bis dahin mehr beiläufigen Eindrücke und Überlegungen wird dem Zuhörer/Leser vielleicht verständlich, daß ich allmählich zu der Auffassung kam, ich müsse mich – um diese Eindrücke/Überlegungen überprüfen und substantiieren zu können – auf mehr grundsätzlicher Ebene eingehender mit dem Konzept der »Lebensführung« beschäftigen. Dabei wurde mir etwas klar, das diese Vornahme entscheidend bestärkte, nämlich der Umstand, daß »Lebensführung« in der *traditionellen Psychologie* offensichtlich *radikal unterbelichtet* ist: Zwar findet man – etwa in der Entwicklungspsychologie, Persönlichkeitsforschung, Pädagogischen Psychologie, Arbeits- und Organisationspsychologie etc. – in jeweils speziellen Zusammenhängen gelegentlich

begriffliche Prägungen vor, die mehr oder weniger eng mit dem Konzept »Lebensführung« in Zusammenhang gebracht werden können, jedoch ist in der Psychologie während ihrer gesamten einzelwissenschaftlichen Geschichte seit Wundt »alltägliche Lebensführung« an keiner Stelle als *selbständiges theoretisches Problem* auch nur halbwegs systematisch und umfassend analysiert und konzeptualisiert worden. Ich wurde – in dem Maße, wie mir die zentrale psychologische Bedeutung des »Lebensführungs«-Konzeptes zu schwanen begann – immer neugieriger darauf, herauszufinden, warum das so ist. Um die Klärung dieser Frage in Angriff nehmen zu können, mußte ich allerdings erst einmal selbst – mindestens bis zu einem gewissen Grade – mein bisheriges Vorverständnis von »Lebensführung« in ein wissenschaftliches Verständnis überführen können – und dies möglichst nicht aus dem »hohlen Bauch«, sondern unter Berücksichtigung dazu geleisteter Beiträge *außerhalb der Psychologie*.

Die Münchener Konzeption einer »Soziologie alltäglicher Lebensführung«

Bei meinen einschlägigen Recherchen in der Soziologie und Philosophie war ich allerdings zunächst nicht so recht fündig: Zwar stieß ich hier nicht selten auf das Stichwort »Lebensführung«, aber im Umfeld anderer, davon nicht klar getrennter Begriffe, besonders dem bis heute sehr populären Konzept des »Lebensstils«, dabei auf relativ unklare Übergänge zu den Ansätzen der ja heute in den (nichtpsychologischen) Sozialwissenschaften auch sehr verbreiteten »Biographieforschung«. Selbst in neuen Publikationen, die das Wort »Lebensführung« sogar im Titel tragen (vgl. Vetter 1991) fand ich inhaltlich dann doch wieder relative Übergänge oder Gleichsetzungen von »Lebensführung« mit »Lebensstil«, »Lebenslage«, »Lebenszusammenhang«, »Lebenswelt« etc.; m.E. konnte nur aufgrund dieser Ausweitung der Herausgeber des Buches in seinem einführenden Beitrag das Konzept der »Lebensführung« als einen »Allerweltsbegriff« bezeichnen (9ff). – Zusätzlich frustrierend war für mich, daß in all solchen Konzeptualisierungen das, worauf ich aufgrund meiner benannten Vorüberlegungen hinauswollte, kaum eindeutig und faßbar zutage trat.

Ich stellte mich also schon auf ziemlich längliche historisch-begriffsanalytische Vorarbeiten ein (was meine Begeisterung für das Thema jedenfalls kaum steigerte), als ich – durch den Hinweis eines Kollegen am Institut – auf einen Arbeitskreis stieß, der nicht nur die erforderlichen historischen Klärungen sowie Abgrenzungen und Präzisierungen des »Lebensführungs«-Konzeptes m.E. bereits geleistet, sondern darüber hinaus eine eigene Konzeption »alltäglicher Lebensführung« theoretisch entwickelt und empirisch realisiert hatte, die soweit differenziert und entfaltet ist, daß ich mit meinen weiteren Überlegungen unmittelbar daran ansetzen konnte. Gemeint ist das Forschungsprojekt »*Flexibilisierte Arbeitsverhältnisse und die Organisation der individuellen Lebensführung (Veränderungen in der Arbeitsteilung von Personen)*«, Teilprojekt A des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München, mit den Projektmitgliedern Karl Martin Bolte, Luise Behringer, Wolfgang Dunkel, Karin Jurczyk, Werner Kudera, Maria S. Rerrich und Gerd-Günter Voß. Repräsentative Veröffentlichungen des Projekts sind (neben Einzelpublikationen) einmal die von Karin Jurczyk und Maria S. Rerrich herausgegebene Artikelsammlung »*Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*« (1993a), in der viele Projektmitglieder publiziert haben; und weiterhin die Monographie von Gerd-Günter Voß, »*Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*« (1991), in welcher die theoretischen und methodologischen Grundpositionen des Projekts weiterführend

artikuliert und in ihrer Besonderheit gegenüber anderen Ansätzen herausgehoben sind. An der eigenen Lektüre der Arbeiten dieses Projekts kommt m.E. niemand vorbei, der sich ernsthaft mit »alltäglicher Lebensführung« beschäftigt. Deswegen will ich dessen Positionen im folgenden in aller Kürze nur soweit darstellen, daß meine folgende Diskussion der Gründe für die Ausklammerung des »Lebensführungs«-Konzeptes in der Psychologie und meine anschließenden subjektwissenschaftlichen¹ Analysen (zur Behebung dieses Mangels) von da aus verständlich werden. Eingehendere Darstellungen bestimmter Punkte erfolgen dann – wo nötig – später jeweils am Ort.

Vielleicht findet man am ehesten Zugang zum Konzept der »Lebensführung« (in diesem Abschnitt meines Beitrags immer: im Sinne des benannten Projekts aus dem SFB 333), wenn man sich zunächst die Besonderheit von »alltäglicher *Lebensführung*« gegenüber dem »*Lebenslauf*« als biographischer Dimension des »Lebens« verständlich zu machen sucht: Zwar ist die »Lebensführung« natürlich *real ein Aspekt* der je eigenen Biographie und so auch deren Veränderungen (in ihrem Verlauf von der Geburt bis zum Tode) unterworfen. Dennoch muß »alltägliche Lebensführung« funktional als gegenüber der Biographie eigenständige Verlaufsgestalt betrachtet werden. Dies ergibt sich in gewisser Weise schon aus der besonderen Gegebenheitsweise des »Alltags«, der durch die individuelle »Lebensführung« organisiert wird: »Veralltäglichung« der Aktivitäten des Individuums bedeutet alltägliche *Wiederholung von Ablaufsformen*, etwa (als Standard-Ablauf): morgens um 7 Uhr Aufstehen, Frühstück, Zeitung, 8.30 Zur-Arbeit-Gehen, 17 Uhr Nach-Hause-Kommen, Abendbrot, Fernsehen, ins Bett. Die *Routinisierung* eines solchen Ablaufs ist in gewissem Sinne, »lebensnotwendig«, sie sorgt dafür, daß »das Leben weitergeht«. Die »Alltäglichkeit« der Lebensführung besitzt als »*Tagtäglichkeit*« sozusagen eine eigene *reproduktive bzw. selbstreproduktive Systemqualität*, die sich auf biographische Entwicklungen und Veränderungen nicht reduzieren läßt. Entsprechend hebt Voß (1991, 99ff) die »*Synchronie*« der Aktivitäten alltäglicher Lebensführung in ihrer Eigenständigkeit gegenüber dem »diachronen Entwurf« des Lebenslaufs heraus.

Wenn man den selbständigen Systemcharakter von »alltäglicher Lebensführung« genauer erfassen will, muß man sich vor allem anderen klarmachen, daß diese – trotz der Routinisierung des Alltags – nicht von allein geschieht, sondern immer eine *aktive Leistung des Individuums* ist. Dies gilt nicht nur da, wo weitergehende Gestaltungsspielräume zur Verfügung stehen, sondern bereits für Aktivitäten, die rigide von außen »vorgeschrieben« sind: Zwar *muß* ich, wenn ich pünktlich zur Arbeit oder zur Schule kommen soll, um 7 Uhr aufstehen, dennoch bin *ich* es, der hier aufstehen muß, und schließlich *könnte* ich auch im Bett bleiben. Dies heißt, daß das Individuum mit seiner Lebensführung (wie Voß es ausdrückt) immer über bestimmte »*Freiheitsgrade*«, also eine relative »Autonomie« gegenüber seinen Lebensbedingungen verfügt, die zwar mehr oder weniger gering sein mögen, aber – weil dann die *Lebensführung* sich selbst aufheben würde – niemals gegen Null gehen können. Dies schließt ein, daß die in der alltäglichen Lebensführung vorausgesetzte und angestrebte Routinisierung der Lebensabläufe niemals ein endgültig erreichter »stationärer Zustand« sein kann, sondern ein mit der Lebensführung aktiv immer wieder neu herzustellendes und gegen Störungen verschiedener Art abzusicherndes *Fließgleichgewicht* darstellt.

Dies wird vollends deutlich, wenn man sich klar macht, daß die alltägliche Lebensführung kein eindimensionaler, widerspruchsfreier Prozeß ist, sondern daß man dabei verschiedenartigen »*äußeren Anforderungen*« aus unterschiedlichen »*Lebensbereichen*« begegnet (solche Lebensbereiche sind nach Voß (1991, 261) etwa der »Beruf«, die »Familie«, der »Freundeskreis etc.), mit denen man jeweils bestimmte »*Arrangements*« treffen muß, womit die Organisation der Lebensführung im ganzen als »*Arrangement der Arrangements*« (ebd., 262) gekennzeichnet werden kann. Die aktive Leistung, die

mit der Lebensführung zu erbringen ist, läßt sich so als eine immer wieder neu herzustellende aktive *Integration* verschiedener »Anforderungen« aus den einzelnen alltäglichen »Lebensbereichen« charakterisieren, die auf verschiedenen Anforderungsebenen in unterschiedlicher Weise zutage tritt: so auf der »Ebene der *zeitlichen Organisation des Alltags*« als Synchronisations-, Koordinations- und Planungsleistung, auf der »Ebene der *sachlich-arbeitsteiligen Organisation des Alltags*« als Abstimmungs- und Aushandlungsleistung bezüglich der individuellen Optionen wie der Verteilung von Aufgaben und Ressourcen und auf der »Ebene der *sozialen Organisation des Alltags*« als Aushandlungs- und Abstimmungsleistung zur Regulierung von Beziehungen und sozialen Kontakten (Jurczyk & Rerrich 1993b, 27). Allgemeiner Hintergrund für die Notwendigkeit solcher permanenter Integrationsleistungen angesichts verschiedenartiger »Anforderungen« ist die Erfahrung der Begrenztheit von Lebensmöglichkeiten aufgrund der »Knappheit« von Ressourcen: Knappheit an materiellen Gütern, Knappheit an Sorge- und Zuwendungskapazitäten, und – hinter allem – *Knappheit an Lebenszeit*, die letztlich in der Erfahrung der Endlichkeit des je eigenen Lebens begründet ist: Nur wegen solcher Verknappungen kann man die verschiedenen »Anforderungen« des Lebens nicht einfach der Reihe nach abarbeiten, sondern muß in ihrer Integration eine »*Ökonomie*« der Lebensführung entwickeln, mit welcher Prioritäten gesetzt, Kompromisse geschlossen, Widersprüche neutralisiert, Konflikte bereinigt (oder mindestens stillgestellt) werden. Der Lebensführung als integrativer Verarbeitung, d.h. auch *Interpretation* der Anforderungen aus den Lebensbereichen nach Maßgabe ihrer Relevanz für die Aufrechterhaltung des »Alltags« kommt demnach (wie besonders Voß in verschiedenen Zusammenhängen betont) eine »*Eigenlogik*« gegenüber den vorgegebenen Verhältnissen zu, durch welche es allein gelingen kann, sich selbst gegenüber den Verhältnissen zu behaupten, und so trotz des allfälligen Gedränges »alles, was man täglich zu tun hat ›auf die Reihe zu kriegen«« (Jurczyk & Rerrich 1993b, 12).

Mit dem Konzept der »alltäglichen Lebensführung«, wie es von der Münchener Arbeitsgruppe entwickelt wurde, ist – über die angedeuteten Binnendifferenzierungen hinaus – auch eine prinzipielle *theoretische Position* zum soziologischen Grundproblem der *Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft* eingenommen: Indem »Lebensführung« als eine aktive Integrations- oder (wie man sich gelegentlich noch zugespitzter ausdrückt) »*Konstruktionsleistung*« des Subjekts angesehen wird, geht man auf *kritische Distanz* zu gängigen soziologischen Denkweisen, in denen die Individuen stets auf irgendeine Weise als *bloß abhängige Größe der »Gesellschaftsstruktur«* o.ä. betrachtet werden: Zwar wird einerseits eingeräumt, daß die individuelle Lebensführung »keineswegs eine beliebig gestaltbare und gestaltete Angelegenheit allein der Person ist, sondern selber von gesellschaftlichen Strukturen und Mechanismen mitgeformt wird« (Kudera & Voß 1990, 157); es wird hier also keinesfalls die »ideologische Konstruktion« unterstützt, der gemäß »jeder ... seines Glückes Schmied« sein soll (Jurczyk & Rerrich 1993b, 37). Andererseits aber wird herausgestellt, daß »auch diejenigen, die nur vor schlechten Alternativen stehen, aufgefordert sind, sich in ihrer Lebensführung im Dickicht der Optionen einen Weg zu bahnen«, »Lebensführung« sei »als *vermittelnde Kategorie* zwischen Subjekt und gesellschaftlichen Strukturen gedacht, wobei die *Handlungsräume des Subjekts in Auseinandersetzung mit diesen Strukturen* besondere Beachtung finden« (a.a.O., 37, Hervorh. K.H.). Damit ist ein kategoriales Grundanliegen des Forschungsansatzes der Münchener Gruppe angedeutet, das immer wieder an herausgehobener Stelle als »*Subjektorientierung*« umschrieben wird, und das – obzwar im Übergangsbereich zwischen Soziologie und Psychologie gelegentlich untreffbar innerhalb der theoretischen *Soziologie i.e.S.* eine kritische bzw. alternative Position markiert (vgl. etwa Voß 1991, 10f und Bolte 1983).

Aus dem Ansatz der »Subjektorientierung« versteht sich nun auch die Art, in der das hier vertretene Konzept der »alltäglichen Lebensführung« gegenüber scheinbar ähnlichen soziologischen Konzeptionen spezifiziert wird. In der Monographie von Voß (1991) finden sich dazu eingehende Auseinandersetzungen. Dies soll hier exemplarisch nur an der Diskussion des (wie gesagt) heute besonders verbreiteten und populären »Lebensstil«-Konzeptes kurz verdeutlicht werden. – Voß (a.a.O. 180ff) widmet der Geschichte und Bedeutung dieses Konstrukts eine ausführliche Analyse und kommt dabei zu der Auffassung, daß man den Begriff »Lebensstil« zwar im Prinzip zur Akzentuierung eines *bestimmten Aspektes von »Lebensführung«*, nämlich deren »expressiver« bzw. »ästhetisch-demonstrativer« Seite, benutzen könnte, wobei aber dessen eingeführte tatsächliche Verwendung dies praktisch kaum zulasse: So würde etwa bei Pierre Bourdieu (auf dessen einschlägige Arbeiten die heutige Verbreitung und Beliebtheit des »Lebensstil«-Konzeptes wesentlich zurückzuführen ist, vgl. dazu etwa Mörth & Fröhlich 1994) zwar bei dessen Elaboration als Mittel zur symbolisch-kulturellen »Stilisierung« des eigenen Lebens bzw. der eigenen Gruppenzugehörigkeit eine Begrifflichkeit entwickelt, in der – wie im Konzept des »Habitus« – die aktiv-subjekthaften Gestaltungsmöglichkeiten der Individuen ausdrückbar sein *könnten*. Bei genauerem Hinsehen zeige sich aber, daß Bourdieu dabei die übliche soziologische Grundposition einer *einsinnigen Determiniertheit des Individuums durch die Gesellschaftsstruktur* nirgends verlasse und so auch den »Habitus« bzw. den »Lebensstil« als abhängige Größen von klassen- bzw. schichtspezifischen Struktureigentümlichkeiten der Gesellschaft betrachte. Bei einem solchen verbreiteten Verständnis von »Lebensstil« könne dieser mithin nicht als Spezifikation von »Lebensführung« aufgefaßt werden: Vielmehr sei das Konzept der »alltäglichen Lebensführung« als eine *theoretische Alternative* zum Lebensstilkonzept zu begreifen: »Im Unterschied zu Bourdieu wird hier als Transmitter eine *Konstruktion der Person* angeboten, mit der sich diese aktiv auf Gesellschaft bezieht, sich die Bedingungen, die sie in der Gesellschaft vorfindet, arbeitend aneignet und zrichtet und dabei tendenziell Gesellschaft auch verändert, ja eigentlich (mit anderen zusammen) erst schafft« (Voß 1991, 170).

Die kritisch-alternative Position, die das Münchener Projekt mit seinem Lebensführungs-Konzept bezieht, artikuliert sich an herausgehobenen Stellen zugespitzt in der Feststellung, »alltägliche Lebensführung« sei eine *systematische »Blindstelle«* der Soziologie – und dies *trotz* der relativen Beliebtheit von Wortzusammensetzungen mit »Leben«, wobei (wie ich ja bereits unter Bezug auf Vetter, 1991, erwähnt habe) durchaus auch der Begriff »Lebensführung« im Austausch mit ähnlichen Konzepten vorkommt. Voß artikuliert diese Kritik schon am Beginn seines Buches unter dem Stichwort »Individuum und Gesellschaft – tertium non datur? Das alltägliche Leben als »missing link der Soziologie« (1991, 7) und führt im weiteren in verschiedenen Zusammenhängen aus, was damit gemeint ist: Die Tendenz, das individuelle »Leben« entweder (wie wir ja am Beispiel »Lebensstil« dargestellt haben) auf die Seite der »Gesellschaft«, oder aber (wie im Konzept der »Identität«) auf die Seite der Individuen zu schlagen, also die Ebene der *Vermittlung* gesellschaftlicher Bedingungen und individueller Lebenstätigkeit durch die aktiven Integrations- und Konstruktionsleistungen des Subjekts auszusparen. An anderer Stelle (Kudera & Voß 1990) wird dies durch den Hinweis erläutert, immer noch herrsche »in den Sozialwissenschaften eine Sichtweise der Lebenspraxis von Menschen vor, die diese konzeptuell zerlegt, arbeitsteilig weiterverarbeitet und um die *Subjekte als diese Praxis konstituierende Akteure bereinigt*« (156f, Hervorh. K.H.). Dies schlage sich auch in der Art und Weise nieder, wie in der Soziologie etwa mit den für die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse charakteristischen »Dichotomisierungen von ›Arbeit und Freizeit‹ sowie ›Arbeit und Reproduktion‹« umgegangen würde: »Was die Art der Vermittlung dieser Sphären anlangt, gibt es eine ganze Reihe von Hypothesen, die sich alle

darin gleichen, daß das Subjekt selber als eine seine Lebenspraxis integrierende Instanz zugunsten einer funktionalen Betrachtung darüber geopfert wird, welche Bedeutung diese Sphären jeweils füreinander haben« (157).

Bis zu diesem Punkt habe ich die »Lebensführungs«-Konzeption der Münchener Forschungsgruppe zunächst nur *systematisch* entfaltet und dabei ihr Erkenntnisinteresse und ihre konkrete Forschungspraxis noch ausgespart. Ich werde darauf zurückkommen, sehe mich aber bereits an dieser Stelle soweit vorbereitet, um zunächst die früher gestellte Frage zu diskutieren, warum »Lebensführung« in der theoretischen Psychologie praktisch kein Thema ist, hier also einen »blinden Fleck« markiert, der die vom Münchener Projekt benannte »Blindstelle« in der Soziologie womöglich noch weit übertrifft. Damit soll dann gleichzeitig der Einsatzpunkt für eine subjektwissenschaftliche Konzeption von »Lebensführung« als Perspektive für die weiteren Analysen deutlich werden.

Leugnung/Abwehr »alltäglicher Lebensführung« durch die traditionelle Psychologie und Psychoanalyse

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Soziologie im Zuge der wissenschaftlichen Arbeitsteilung, wie sie sich seit dem vorigen Jahrhundert herausgebildet hat, der Part einer empirischen Wissenschaft von »der« Gesellschaft zugefallen ist, so muß der Umstand, daß dabei das individuelle »Leben«, sei es als Sozialisationsprozeß, sei es als »Lebensstil« o.ä. oder eben als »Lebensführung«, in die Position einer abhängigen Größe der Gesellschaftsstruktur geraten ist, nicht weiter verwundern. So ist es verständlich, daß man mit Ansätzen wie dem Münchener »Lebensführungs«-Konzept, das die relative Autonomie des Subjekts gegenüber der Gesellschaft und dessen Möglichkeit, seine eigenen gesellschaftlichen Lebensumstände mitzugestalten, zur Geltung bringt, in ein »alternatives«, oppositionelles Verhältnis zur traditionellen Soziologie geraten mußte. Gleichzeitig mag es (wenn man nicht so genau hinsieht) naheliegen, in einem solchen »Gegen-den-Strom-Schwimmen« innerhalb der *Soziologie* eine Bewegung der *Annäherung an die Psychologie* zu vermuten, da diese doch mit der benannten wissenschaftlichen Arbeitsteilung gerade den Gegenpart einer empirischen Wissenschaft vom *Individuum* übernommen habe. Entsprechend müßte – so mag man weiter vermuten – das Konzept der individuellen »Lebensführung« im Sinne der Münchener Forscher, das in der Soziologie aus Gründen des überkommenen soziologischen Gegenstandsverständnisses erst gegen Widerstände durchgesetzt werden muß, in der Psychologie längst Heimatrecht genießen und zu den umfassend diskutierten Grundkonzepten gehören. Wie also ist es zu erklären, daß gerade das Gegenteil der Fall ist, also hinsichtlich »Lebensführung« in der psychologischen Grundlagendiskussion ein noch tieferes Schweigen herrscht als in der traditionellen Soziologie?

Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, muß man sich (wie mir scheint) vor allem anderen über den eigentümlichen Weg Rechenschaft geben, auf welchem die herrschende Psychologie im Laufe ihrer arbeitsteiligen Herausbildung als »Einzelwissenschaft« zu dem besonderen Selbstverständnis von »Wissenschaftlichkeit« und »strenger« wissenschaftlicher Forschung kam, durch das sie bis heute (wie man will) ausgezeichnet oder stigmatisiert ist und das sie soweit von anderen Sozialwissenschaften isoliert hat, daß sie sich selbst nicht einmal mehr als Sozialwissenschaft bezeichnen mag: Für die Psychologie wurde – aufgrund komplexer Anleihen bei außerpsychologisch-»naturwissenschaftlichen« bzw. »exakten« Disziplinen, wie Physiologie, Physik, Mathematik und neuerdings Informatik »wissenschaftliches« Vorgehen schließlich gleichbedeutend mit der *Konzeptualisierung und Realisierung von Bedingungen, unter denen menschliches Verhalten »vorhersagbar«* sein soll. Damit waren gleichzeitig methodologisch komplexe

alltägliche Lebenssituationen als Forschungsgegenstand in die zweite Reihe gedrängt zugunsten einer *ausgezeichneten Standardsituation*, in welcher der Zusammenhang zwischen den eingeführten Bedingungen und den »vorherzusagenden« Verhaltensweisen (»unabhängigen« und »abhängigen Variablen«) möglichst *rein* darstellbar sein soll, weil nur so eindeutig prüfbar sei, ob das jeweilige »Verhalten« tatsächlich auf die theoretisch konzeptualisierten »Bedingungen«, nicht aber auf »störende« Bedingungen irgendwelcher Art zurückzuführen ist: Das *psychologische Experiment* als »Königsweg« der Erkenntnisgewinnung in der Psychologie. Da eine bloß *experimentelle* Bedingungskontrolle in der Forschungspraxis auf Grenzen stößt (was man der Komplexität des psychologischen Gegenstandes zu attribuieren pflegt) entwickelte sich im Zusammenhang mit der Zentrierung der Psychologie um das »Experiment« gleichzeitig ein Verfahren zur zusätzlichen *statistischen* Bedingungskontrolle, nämlich die moderne *Inferenz-Statistik*, mit deren Hilfe man, obwohl die angestrebte Isolation der »experimentellen« Effekte von Nebeneffekten nur selten hinreichend gelingt, dennoch wenigstens den Grad der *Wahrscheinlichkeit*, mit welcher das »vorhergesagte« Verhalten auf die Wirksamkeit der vom Experimentator hergestellten Bedingungen zurückgeführt werden kann, beurteilbar machen möchte. Die damit angedeutete Komplementärbeziehung ist gemeint, wenn wir im folgenden vom *experimentell-statistischen Grundmodell* der traditionellen Psychologie sprechen.

Mit der Konstruktion der Dichotomie zwischen einer unübersichtlichen »Alltagsrealität« und einer vom Forscher hergestellten und kontrollierten »experimentellen Realität« als ausgezeichnetem Ort wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns hat sich die traditionelle Psychologie das grundsätzlich unlösbare Problem des Verhältnisses zwischen beiden »Realitäten« und der *Übertragbarkeit experimentell gewonnener Befunde auf die »Alltagsrealität«* eingehandelt: Da das »bereinigte« Bedingungsgefüge, aus dem die experimentellen Befunde extrahiert wurden, in der »Alltagsrealität« per definitionem nicht vorkommt, sind diese Befunde, ebenfalls per definitionem, darauf nicht anwendbar; die hilfswise Behauptung, eine solche Anwendung sei aber doch soweit möglich, wie Strukturähnlichkeiten zwischen »experimenteller Realität« und »Alltagsrealität« bestünden, trägt aus dem gleichen Grund – nämlich, weil man per definitionem über die Struktur der »Alltagsrealität« nichts wissen/sagen kann – nicht weit. Aufgrund der darin begründeten (in verschiedenen Zusammenhängen auch von Vertretern der traditionellen Psychologie immer wieder geäußerten) Einsicht, daß man aus experimentellen Resultaten über außerexperimentelle Lebenssituationen (z.B. aus Lernexperimenten über schulisches Lernen) nichts wesentliches erfahren kann, ist man in vielen Bereichen dazu übergegangen, in den jeweils thematisierten Lebenssituationen quasi in Wiederholung der Fragestellungen der »reinen« experimentellen Forschung, eigene empirische Untersuchungen durchzuführen. Normalerweise folgt man dabei aber der gleichen »bedingungsanalytischen« Logik wie die eigentliche experimentelle Forschung, nur mit ermäßigten Strenge-Kriterien – konzipiert so etwa statt experimenteller Designs »*quasiexperimentelle«* Designs, durch welche auch in den angesprochenen Alltagssituationen eine experimentell-statistische Bedingungskontrolle noch irgendwie möglich sein soll. Damit hat man aber das benannte Anwendungsproblem offensichtlich nicht gelöst, sondern nur verschoben: Man hat nämlich in den jeweiligen Alltagssituationen wiederum eine (wenn auch weniger rigoros) experimentell und/oder statistisch »bereinigte« Realität als Ort des Erkenntnisgewinns ausgezeichnet, und die Auffassung, die in solchen »quasiexperimentellen Realitäten« gewonnenen Befunde stünden der Alltagsrealität aber »näher« als die eigentlichen experimentellen Befunde, ist zwar intuitiv einleuchtend, aber wiederum nicht wirklich begründbar (abgesehen vielleicht von Situationen, die in sich schon der Struktur der »experimentellen Realität« nahekommen, wie der Schulklasse, vgl. Holzkamp 1993, 444). Abhilfe ist hier sicherlich nur in

dem Maße zu schaffen, wie man das benannte Bedingungs- bzw. Variablenmodell und die damit notwendig verbundene Konstruktion der zwei »Realitäten« total zugunsten anderer Modellvorstellungen hinter sich läßt. Offensichtlich reicht die bloße Berufung auf »qualitative Methoden« dazu nicht aus, da das variablenpsychologische Modell (in wiederum gewandelter und abgeschwächter Form) auch unter diesen Voraussetzungen noch durchschlagen kann. Wieweit es in der Psychologie tatsächlich (schon) Forschungsfelder jenseits des Variablendenkens gibt, ist schwer auszumachen und soll hier nicht diskutiert werden. Auf jeden Fall hätten solche Entwicklungen bisher auf das zentrale Selbstverständnis der Psychologie nicht durchgeschlagen (wobei nicht nur wissenschaftstheoretische sondern auch ideologische bzw. wissenschaftssoziologische Gründe verschiedener Art die »experimentell-statistische« Identität des Faches abzusichern scheinen). Die Konstruktion einer ausgezeichneten Situation wissenschaftlicher Erkenntnis ist nun aber nicht nur charakteristisch für die traditionelle *akademische* Psychologie mit ihrer Heraushebung der »experimentellen Realität« gegenüber der »Alltagsrealität«: Eine (in dieser Hinsicht) ähnliche Konstruktion und entsprechende Realitätsverdoppelung findet sich auch in einer Disziplin, die – obzwar (hierzulande) organisatorisch meist nicht zur Psychologie gerechnet – dennoch einen tiefgehenden Einfluß auf diese und auf das allgemeine Bewußtsein ausübt: die *Psychoanalyse* mit ihrer Heraushebung des »*therapeutischen Settings*« als bevorzugter, wenn nicht alleiniger Stätte der Hervorbringung psychoanalytischer Erkenntnis. Dieses Setting, auch »therapeutische Situation« genannt, ist in seiner klassischen, durch Freud inaugurierten Ausprägung bereits durch eine spezielle *Sitzanordnung* eindeutig qualifiziert: Der Patient liegt auf einer Couch und der Therapeut hat auf einem Sessel dahinter Platz genommen. Diese Anordnung ist nicht etwa nebensächlich und zur Not entbehrlich, sondern konstituierender Bestandteil der therapeutischen Situation. Freud gibt den Analytikern entsprechend deutliche Anweisungen: »Besonders viele Patienten sträuben sich gegen die ihnen vorgeschlagene Lagerung, während der Arzt ungesehen hinter ihnen sitzt, und bitten um Erlaubnis, die Behandlung in anderer Position durchzumachen, zumeist, weil sie den Anblick des Arztes nicht entbehren wollen. Es wird ihnen regelmäßig verweigert« (FGW VIII, 472f). – Zur vorgeschriebenen Sitzanordnung kommen weitere Anweisungen über die psychische Verfassung, in die sich die Beteiligten innerhalb des Settings bringen sollen: Dem *Therapeuten* wird von Freud empfohlen, sich bei »*gleichschwebender Aufmerksamkeit* seiner eigenen unbewußten Geistestätigkeit« zu überlassen, »Nachdenken und Bildung bewußter Erwartungen möglichst« zu vermeiden, »nichts von dem Gehörten sich besonders im Gedächtnis« fixieren zu wollen, »und solcher Art das Unbewußte des Patienten mit seinem eigenen Unbewußten« aufzufangen (FGW XIII, 215). Dem *Patienten* legt Freud als Voraussetzung für die Möglichkeit der Behandlung als »*psychoanalytische Grundregel*« auf, »sich in einen Zustand von ruhiger Selbstbeobachtung ohne Nachdenken zu versetzen und alles mitzuteilen, was er dabei an inneren Wahrnehmungen machen kann: Gefühle, Gedanken, Erinnerungen, in der Reihenfolge, in die sie in ihm auftauchen. Wir warnen ihn dabei ausdrücklich, irgendeinem Motiv nachzugeben, welches eine Auswahl oder Ausschließung unter den Einfällen erzielen möchte, möge es lauten, das ist zu *unangenehm* oder zu *indiskret*, um es zu sagen, oder das ist zu *unwichtig*, es gehört nicht hierher, oder das ist *unsinnig*, braucht nicht gesagt zu werden« (FGW XI, 297, Hervorh. im Original). Weiterhin werden der/dem PatientIn von Freud auch Anweisungen darüber gegeben, wie sie/er sich in ihrem/seinem Alltag außerhalb der Therapiesitzung so zu verhalten habe, daß diese dadurch nicht gestört, sondern in ihrer heilenden Funktion unterstützt und bestätigt wird: So fordert er von den PatientInnen, die »*analytische Kur... soweit es möglich ist, in der Entbehrung ... Abstinenz*« durchzuführen (FGW XII 187, Herv. im Original); durch diese Abstinenzregel soll sichergestellt werden, daß bei

ersten Behandlungserfolgen dennoch die Motivation der/des PatientIn zur Heilung aufrechterhalten und nicht durch vorschnelle Befriedigungen verschiedener Art herabgesetzt wird. Darüber hinaus werden die/der PatientInnen von Freud sogar »dazu verpflichtet, während der Dauer der Kur *keine lebenswichtigen Entscheidungen* zu treffen, etwa keinen Beruf, kein definitives Liebesobjekt zu wählen, sondern für alle diese Absichten den Zeitpunkt der Genesung abzuwarten« (FGW X, 133f, Herv. K.H.); hier soll also quasi der Alltag der/des PatientInnen zur Förderung einer ungestörten Behandlung möglichst »stillgestellt« werden. Auch darüber, durch welche speziellen »Mechanismen« der *weitere Gang* des durch das psychoanalytische Setting (in seinen räumlichen und psychischen Zurüstungen) geprägten Behandlungsprozesses charakterisiert ist, sind von Freud dezidierte Vorstellungen entwickelt und konzeptualisiert worden: Das entscheidende Movens der Therapie ist demnach – etwa neben dem durch die Therapie erzeugten »Widerstand« der/des PatientIn und dessen Analyse durch den Therapeuten – der Mechanismus der »Übertragung«, d.h. einer Art von »uneigentlicher« Verliebtheit der PatientIn in den Therapeuten, durch welche diese – obwohl sie selbst ihre Verliebtheit für echt halte – tatsächlich ihre infantilen Triebwünsche auf den Therapeuten »übertrage« – ein Zustand, den der Therapeut sowohl zu nutzen als auf eine Weise in der Schwebelage zu halten habe, daß daraus keine echte Liebesbeziehung zwischen ihm und der PatientIn entstehe, was einschließe, daß der Therapeut auch seine eigene »Gegenübertragung« handhaben und kontrollieren müsse. Durch die »Übertragung« als *für die psychoanalytische Situation spezifisches* Phänomen »gelingt es uns« – so Freud – »regelmäßig, allen Symptomen der Krankheit (der/des PatientIn, K.H.) eine neue Übertragungsbedeutung zu geben, seine gemeine Neurose durch eine Übertragungsneurose zu ersetzen von der er durch die therapeutische Arbeit geheilt werden kann« (FGW X, 134f).

Zwar wurden die – insbesondere auch räumlichen – Anordnungen des klassischen psychoanalytischen Settings in manchen nachfolgenden Richtungen der Psychoanalyse mehr oder weniger weitgehend geändert. Indessen bringt Lorenzer (1974) m.E. die Problemsituation präzise auf den Punkt, wenn er schreibt: »Und selbst wenn im weiteren Fortschritt der psychoanalytischen Praxis das Setting aufgehoben würde, schon allein der Umstand, daß die psychoanalytische Theoriebildung bis zur vollen Entfaltung des gegenwärtigen Theoriestandes so und nicht anders aufgebaut worden war, belegt zweifelsfrei, daß diese Einrichtung dem Verfahren und dem Erkenntnisgegenstand bis zur Gegenwart angemessen ist« (105). Mit anderen Worten: Das psychoanalytische Setting darf nicht als bloße Anordnung zur Erleichterung therapeutischer Praxis verkürzt werden, sondern ist (dem Anspruch nach) als ein *herausgehobener Ort genuiner Einheit von therapeutischer Praxis und wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn* anzusehen, durch den – weil *nur hier* die benannten Bedingungen für die Konstitution des therapeutischen Prozesses realisierbar sind – die Entwicklung der psychoanalytischen Grundbegrifflichkeit überhaupt erst ermöglicht wurde. Der Analytiker muß also – wie Lorenzer (1974) überzeugend herausarbeitete – dem psychoanalytischen Grundansatz zufolge für seine Untersuchungen das analytische Setting keinesfalls verlassen: Echte psychoanalytische Forschung spiele sich im Gegenteil hier, und nur hier ab. So war es immanent gesehen kein Mangel, daß etwa Freud den »kleinen Hans«, dessen »Fall« die psychoanalytische Theoriebildung wesentlich beeinflusste, nie gesehen hat, sondern nur aus dem therapeutischen Gespräch mit dem Vater kannte, sondern entsprang vielmehr zwingend der Logik psychoanalytischen Erkenntnisgewinns. Konsequenterweise drängt Lorenzer direkte Erfahrungen außerhalb des Settings ziemlich radikal an den Rand des psychoanalytischen Erkenntnisprozesses, so, wenn er mit Bezug auf die psychoanalytische Kinderforschung schreibt: »In der Tat gibt es, zumal in der Kleinkind-Untersuchung, ein reiches Arbeitsfeld der Direktbeobachtung. Sie fungiert freilich allemal als Appendix der Psycho-

analyse« (1974, 284). – Wieweit die Auszeichnung der therapeutischen Situation als Erkenntnismittel auch für psychologische Therapie-Konzeptionen außerhalb der Psychoanalyse kennzeichnend ist und hier ebenfalls einen eigenständigen »therapeutischen« Erkenntnisprozeß konstituieren soll (Cronbach & Meehl: Clinical vs. statistical prediction), will ich hier nicht untersuchen. Jedenfalls scheint mir die Modellfunktion psychoanalytischen Denkens auch in vielen Bereichen der nichtanalytischen Klinischen Psychologie unverkennbar.

Wir können also zusammenfassend festhalten, daß das Verfahren des Erkenntnisgewinns in der traditionellen Psychologie im weiteren Sinne, also einschließlich der Psychoanalyse prinzipiell als wesentlich gebunden an *ausgezeichnete, vom Forscher hergestellte Standardsituationen*, das »Experiment« bzw. das »therapeutische Setting« anzusehen ist, was eine *Verdoppelung der Realität* in eine »experimentelle« bzw. »therapeutische Realität«, in der die eigentliche empirische Forschung stattfindet, und eine »alltägliche Realität« minderer wissenschaftlicher Dignität Rundaussagekraft einschließt. Die methodische Planung der psychologischen Erkenntnisaktivitäten ist demnach wesentlich darauf gerichtet, die beiden »Realitäten« möglichst sauber auseinanderzudividieren, d.h. dafür zu sorgen, daß die »reinen« wissenschaftlichen Forschungsbedingungen im »Experiment« bzw. »Setting« nicht durch das Eindringen der Alltagsrealität verunreinigt werden. Die schon angesprochene Ungeklärtheit des Verhältnisses zwischen »wissenschaftlicher« und »alltäglicher Realität« sowie der Übertragbarkeit von im Experiment bzw. Setting gewonnenen Erkenntnissen auf das alltägliche Leben der Individuen ist demnach, da in der »Realitätsverdoppelung«, wie sie sich in der Geschichte des Faches herausgebildet hat, beschlossen, in gewissem Sinne *konstituierend* für das Gegenstandsverständnis der Psychologie im Ganzen, somit quasi ein »Geburtsfehler«, der sie gegenüber Nachbardisziplinen wie Soziologie und Sozialanthropologie von vornherein gnoseologisch benachteiligt und immanent nicht heilbar, sondern nur verschleiern und hin- und herzubewegen bzw. mit letztlich untauglichen Mitteln wegzu erklären ist. Ich will dies hier – da es mein Thema überschreiten würde – nicht ausführlich diskutieren, sondern nur ein (m.E. allerdings sehr aussagekräftiges) Symptom solcher systembedingten Verschleierungs- und Verdrängungsprozesse herausheben – eben die benannte *vorsätzliche Blindheit der Psychologie/Psychoanalyse gegenüber der Tatsache und der wissenschaftlichen Konzeptualisierung der »alltäglichen Lebensführung« ihrer »Versuchspersonen« bzw. Patienten/Klienten*.

Man könnte diese Blindheit bereits aus dem Umstand als hinreichend erklärt betrachten, daß die Psychologie – quasi als Kehrseite der Auszeichnung der erkenntnisbringenden »Standardsituationen« – den Alltag ihrer Versuchspersonen/Klienten – und damit eben auch deren alltägliche *Lebensführung* – entwerten und marginalisieren muß. Den Kern des Problems trifft man – wie mir scheint – jedoch erst, wenn man diese Argumentation quasi umkehrt und sich vergegenwärtigt, daß – sofern man die »alltägliche Lebensführung« als wissenschaftliches Grundproblem offiziell anerkennen würde – die benannten »Standardsituationen«, das Experiment bzw. das Setting, unweigerlich selbst ihrer *Einmaligkeit als ausgezeichneter Erkenntnisstätten beraubt* wären – was jetzt genauer ausgeführt werden soll.

Wenn man die »Lebensführung« (mit der Münchener ForscherInnengruppe) als aktive Integrations- und Konstruktionsleistung des Subjekts begreifen würde, durch die es sich mit den Anforderungen aus verschiedenen Lebensbereichen »arrangiert« und diese Einzelarrangements wiederum in einem Gesamtarrangement (»Arrangement der Arrangements«) koordiniert, so könnte man nicht umhin, auch das »Experiment« bzw. »Setting« als derartigen Arrangements unterworfen zu betrachten. Dies hieße aber zugeben, daß dergestalt der *Stellenwert*, der dem Experiment/Setting im individuellen

Gesamtarrangement alltäglicher Lebensführung zugesprochen wird, nicht durch den Experimentator/Therapeuten, sondern *durch die Vpn/KlientInnen bestimmt* ist, und daß dabei das *Interpretationsmonopol* hinsichtlich der Funktion und Bedeutung des Experiments/Settings nicht – wie dieser aufgrund seiner theoretischen Voreingenommenheit glaubt – beim Experimentator/Therapeuten, sondern bei den *Vpn/KlientInnen* liegt. Die Betroffenen machen sich also aus dem Zusammenhang ihrer alltäglichen Lebensführung ihren eigenen »Vers« auf die Bedeutung, die sie dem Experiment/Setting beilegen wollen und haben dabei auch die Möglichkeit, die »Instruktionen/Verlautbarungen des Experimentators/Therapeuten, mit denen diese die *gnoseologische Sonderstellung ihrer jeweiligen »Erkenntnisstätten« gesichert zu haben meinen*, aus ihrem *alltäglichen Lebenszusammenhang heraus umzuinterpretieren*, ihn also von da aus quasi immer wieder »einzuholen«. Dieser – ja eigentlich naheliegende, nur aus ideologischen Gründen verdrängte – Umstand hat (bekanntlich) in der experimentellen Psychologie zu einer ganzen Teildisziplin, der »*Sozialpsychologie des Experiments*«, geführt, in welcher der »instruktionswidrige« Eigensinn der Vpn, die sich in der experimentellen Situation *ihre Gedanken über das, was hier geschieht, machen und verdeckt danach handeln (können)*, einerseits zugestanden wird und andererseits in zirkulärer Weise dennoch wiederum experimenteller Kontrolle unterworfen werden soll (vgl. dazu etwa Markard 1984, 142ff). In der Psychoanalyse (und vielleicht darüber hinaus in weiteren Bereichen der Klinischen Psychologie) ist die Frage, wie die KlientInnen das therapeutische Setting und die Funktion des Therapeuten darin *von einem Standort außerhalb der Therapie-sitzung wahrnehmen/interpretieren* und was daraus für ihr Verhalten in der Therapie folgt (soweit ich sehe) bisher kaum ein besonderes Forschungsthema (lediglich in einem großen, von Ole Dreier inaugurierten Kopenhagener Forschungsprojekt, dessen Resultate bald veröffentlicht werden, ist dem Umstand systematisch Rechnung getragen, daß z.B. die Familie nicht nur Gegenstand des therapeutischen Gesprächs ist, sondern daß auch umgekehrt in Gesprächen am Familientisch die Therapie/der Therapeut zum Diskussionsgegenstand gemacht und Lesarten – von denen der Therapeut normalerweise keine Ahnung hat – darüber festgelegt werden). So kann man etwa die zitierte Freudsche Anweisung an die Therapeuten, den Patienten für die Dauer der Therapie nicht nur »Abstinenz«, sondern auch quasi die »Stillstellung« ihrer Lebensführung aufzuerlegen (womit, da sie dieser Anweisung kaum genügen können – oder wollen können – eine neue Quelle von therapeutisch nutzbaren Schuldgefühlen eröffnet ist) scheint mir als Versuch, die Patienten daran zu hindern, sich dem Zugriff des Therapeuten durch den Aufbau von Fluchtburgen in ihrem Alltagsleben zu entziehen, wohl auch heute noch als symptomatisch für das Verhältnis der Psychoanalyse zur alltäglichen Lebenspraxis ansehen.

Die subjektwissenschaftliche Fassung von »Lebensführung« als Ausweg

Da gemäß dem methodologisch-theoretischen Grundansatz der Psychologie/Psychoanalyse die Standardsituationen des Experiments/Settings zwar den Kontext für die Interpretation der Lebenssituationen der Vpn/KlientInnen darstellen, aber als *selbst kontextfrei* einen absoluten Maßstab für alles und jedes abzugeben scheinen, also (mit einem treffenden Terminus von Jean Lave) eine Sonderrolle als »*privileged noncontext*« beanspruchen (vgl. etwa Lave, Smith & Butler 1987), kann hier ein theoretischer Begriff von »alltäglicher Lebensführung«, von dem aus das Experiment bzw. Setting als *eine unter anderen kontextabhängigen Alltagssituationen/Lebensbereichen*, die vom Individuum integriert werden, zurückgestuft ist, *keineswegs zugelassen* werden. Ein Begriff von »alltäglicher Lebensführung«, mit dem ihre Eingefriedetheit in psychologische Spezialgebiete

überwunden und deren prinzipieller Charakter als übergeordnete Instanz der Strukturierung *aller* Bereiche der Lebensrealität (einschließlich Experiment und Setting) aus der Perspektive des Subjekts zur Geltung gebracht ist, wird also von der Psychologie/Psychoanalyse nicht nur vernachlässigt, sondern stellt quasi eine *Bedrohung der eigenen methodologischen Grundansprüche* dar und muß deswegen *aktiv ausgeschlossen bzw. verdrängt* werden. Dies bedeutet auch, daß die Psychologie/Psychoanalyse die »Seiten« der Subjektivität, die das Individuum zum Akteur seiner eigenen Lebensführung machen, seine Möglichkeit, aufgrund der »Eigenlogik« der Lebensführung auf die Umweltbedingungen in relativer Autonomie aktiv zu antworten und diese ggf. zu beeinflussen, systematisch wegleugnen muß: Wo käme man denn hin, wenn das Subjekt auf diese Weise sich die »Freiheit« nehmen könnte, auch auf die im Experiment/Setting für sie hergestellten »wissenschaftlichen« Lebensbedingungen gemäß der Eigenlogik *seiner* Lebensführung aktiv zu antworten und damit die »Logik« des Experiments/Settings in seiner Sonderrolle als primär erkenntniskonstituierender Instanz anzuzweifeln?

In alledem liegt – verallgemeinert gesehen – mindestens einer der wesentlichen Gründe dafür, daß in den psychologischen/psychoanalytischen Grundkonzepten – selbst da, wo man das »Subjekt« als Forschungsthema dezidiert in den Mittelpunkt stellen will – dessen Möglichkeit, mit seinen Interpretations- und Deutungsaktivitäten auch die »Wissenschaft« *einzuholen und zu umgreifen, nicht »vorgesehen«* ist: Der »wissenschaftliche Außenstandpunkt«, von dem aus objektive Forschung allein denkbar sein soll, wird – wenn auch vielleicht nur »letztinstanzlich« – als der übergeordnete Standpunkt betrachtet, der durch die »Gegenstandssubjekte« nicht erreichbar ist – richtiger: nicht erreichbar sein *darf*, weil sonst psychologische »Wissenschaft«, wie sie hier allein vorstellbar erscheint, nicht stattfinden könnte.

Es ist sicherlich nicht schwer, sich klar zu machen, daß – wenn wir in dieser Weise weiterargumentieren würden – unsere Überlegungen unweigerlich in die prinzipiellen Auseinandersetzungen einmünden müßten, die von uns seit vielen Jahren um das Problem »Subjektwissenschaft vs. Kontrollwissenschaft« bzw. »Theorien *über* Menschen vs. Theorien für Menschen« geführt werden und die wir hier nicht in Gänze rekapitulieren wollen. Es sollte aber schon deutlich geworden sein, daß die aufgewiesene »Blindheit« der Psychologie gegenüber den theoretischen Implikationen/Konsequenzen (des Konzepts) »alltäglicher Lebensführung« im Rahmen der traditionellen Psychologie/Psychoanalyse nicht überwunden werden kann, weil man mit der beanspruchten gnoseologischen Sonderstellung des Experiments bzw. Settings und aller daraus abgeleiteten Zurüstungen, um die Betroffenen als »Gegenstand« der Forschung zu fixieren, der *rückwirkenden Eingemeindung der Wissenschaft/des Wissenschaftlers in die alltägliche Lebensführung eben dieser Betroffenen quasi hilflos ausgeliefert* ist. Eine Rettung aus diesem Dilemma ist m.E. nur möglich, wenn die Forschenden die Betroffenen (Vpn, KlientInnen etc.) quasi *auf ihre Seite ziehen*, also aus ihrer fiktiven Rolle als Forschungsobjekte befreien und – im Sinne der subjektwissenschaftlichen Methodologie – zu »Mitforschern« machen: Nur, indem man so die alltägliche Lebensführung gemeinsam analysieren kann, besteht die Möglichkeit, auch die wissenschaftliche Arbeit von einem verallgemeinerten Subjektstandpunkt als Bereich der »alltäglichen Lebensführung« zu erforschen, ohne dabei mit den Prinzipien

psychologischen Erkenntnisgewinns in Widerspruch zu geraten. Damit hat sich verdeutlicht, daß eine psychologische Konzeptualisierung von »Lebensführung« zwar – aufgrund ihrer einschlägigen »Blindheit« – nicht aus der Position der traditionellen Psychologie, wohl aber aus der Position der psychologischen Subjektwissenschaft in Angriff genommen werden kann. Entsprechend sehe ich mich im folgenden vor der Aufgabe, den geschilderten soziologischen Ansatz der »alltäglichen Lebensführung«, wie er von der Münchener ForscherInnengruppe erarbeitet wurde, unter subjektwissenschaftlichen Vorzeichen psychologisch zu elaborieren – womit allerdings nun doch eine – wenn auch themenzentrierte – Diskussion des subjektwissenschaftlichen Gesamtansatzes unvermeidlich ist.

Die subjektwissenschaftliche Reinterpretation des Münchener Konzepts »alltäglicher Lebensführung«

Soziologisches und subjektwissenschaftliches Erkenntnisinteresse an Lebensführung: »Zeitdiagnose« und »Selbstverständigung«

Was heißt es, das Münchener »Lebensführungs«-Konzept subjektwissenschaftlich auszuarbeiten? Warum kann man es in der subjektwissenschaftlichen Psychologie nicht so lassen, wie es ist und einfach damit arbeiten, zumal es sich ja doch schon selbst explizit als »subjektorientiert« versteht? Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, soll bei dem sehr allgemeinen Gesichtspunkt des »Erkenntnisinteresses« begonnen und zunächst das Erkenntnisinteresse des subjektwissenschaftlichen Ansatzes (im Sinne der Kritischen Psychologie) mit dem Erkenntnisinteresse des Münchener Projektes ins Verhältnis gesetzt werden.

Obwohl das »Lebensführungs«-Konzept aus dem SFB 333 der Münchener Universität seinem Selbstverständnis nach *subjektorientiert* ist, würde man dieses Selbstverständnis gründlich mißdeuten, wenn man darin eine irgendwie geartete Annäherung an *psychologische* Sichtweisen und Fragestellungen vermuten würde: Es handelt sich dabei vielmehr um einen Ansatz, der sich dezidiert und ausschließlich in den fachlichen Kontext der *Soziologie* stellt, nämlich als Beitrag zur *empirischen Sozialstrukturanalyse* begreift. Entsprechend ortet man die historischen Ursprünge des eigenen Lebensführungskonzeptes in der klassischen Soziologie, nämlich bei Max Weber, in dessen Werk »Die protestantische Ethik und der ›Geist‹ des Kapitalismus« aus dem Jahre 1904/05 der Zusammenhang zwischen der Entwicklung des modernen Kapitalismus und der puritanischen bzw. pietistischen Forderung einer asketischen Lebensführung eindringlich herausgearbeitet wurde: »Ein konstitutiver Bestandteil des kapitalistischen Geistes, und nicht nur dieses, sondern der modernen Kultur: die rationale Lebensführung auf der Grundlage der *Berufsidee*, ist – das sollten diese Darlegungen erweisen – geboren aus dem Geist der *christlichen Askese*« (1993, 152, Hervorh. im Original). Wenn also Jurczyk & Rerrich (1993b, 33) die Münchener Forschungen zur Lebensführung »in den größeren Zusammenhang der sozialwissenschaftlichen Diskussion um die Entwicklung der Bundesrepublik als moderne Gesellschaft« einordnen, so stellen sie damit das allgemeine Erkenntnisinteresse ihres Projekts (wenn auch mit anderen historischen und theoretischen Bezügen) m.E. eindeutig in die Tradition des Weberschen Denkens und Forschens zur modernen Lebensführung.

Die Dimensionen der gesellschaftlichen Entwicklung etwa der Bundesrepublik werden dabei von Jurczyk und Rerrich (1993b) – unter Bezug auf die einschlägige soziologische Diskussion – unter den Stichworten »›Modernisierung‹, ›Rationalisierung‹

und ›Individualisierung‹ (z.B. 35ff, Herv. KH.) in vielfältigen Zusammenhängen herausgehoben. Den damit verbundenen »Wandel« der gesellschaftlichen Verhältnisse charakterisiert etwa Voß (1991, 359ff) als »Wandel von *Einstellungen und Orientierungen*«, »Wandel von *Formen des Zusammenlebens*« und »Wandel der *Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse*« (Hervorh. KH.).

Aus dieser dezidiert historisch-zeitdiagnostischen Sichtweise ergibt sich zunächst, daß dabei sogar die *Entstehung* von »Lebensführung« als selbständiges sozialwissenschaftliches Problem/Konzept einschlägig historisiert wird:

»Die Kategorie ›Lebensführung‹ ergibt in ihrer wörtlichen, emphatischen Bedeutung, sein Leben selbst ›zu führen‹; d.h. ihm eine Richtung zu geben, unseres Erachtens erst mit dem *Übergang zur Moderne* einen Sinn. Zwar haben die Menschen auch in vormodernen Gesellschaften ihr Leben ›geführt‹; nie waren sie nur passiv Herrschaftsstrukturen ausgeliefert. Doch waren in der Regel die Restriktionen gesellschaftlicher Strukturen größer und vor allem auch selbstverständlicher als vorgegebene akzeptiert als Möglichkeiten, einen Schritt über solche festgefügt Grenzen – wie z.B. des Sklavensystems oder der ständischen Ordnung – hinauszugehen« (Jurczyk & Rerrich 1993b, 35, Hervorh. K.H.).

Daraus versteht sich weiterhin, daß hier »Lebensführung« vorwiegend unter dem Aspekt ihrer *Akzentuierung und Differenzierung* unter dem Druck der durch die Modernisierung, d.h. auch Rationalisierung und Individualisierung der Gesellschaft sich herausbildenden neuen Anforderungen an die Selbständigkeit der Alltagsbewältigung durch die Individuen betrachtet wird. Entsprechend wird von Kudera & Voß (1990) schon im Titel die »Lebensführung« als »Arbeitsteilung der Person unter *Veränderungsdruck*« qualifiziert (Hervorh. KH.); und Voß (1991) entwickelt aus dem vorher diagnostizierten gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß in seinen verschiedenen Dimensionen Fragestellungen für die Analyse der sich daraus ergebenden Veränderungen der Lebensführung unter dem Stichwort: »Zunahme von Komplexität, Differenzierung und Autonomie der Lebensführung? Mögliche Reaktionen auf der Ebene der Lebensführung« (363ff). Dabei wird von Voß auch die »relative Autonomie« gegenüber den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen, die (wie gesagt) einerseits (qua »Freiheitsgrade«) als *allgemeines* Definitionsmerkmal von »Lebensführung« herausgestellt wurde, andererseits in ihrem *Ausprägungsgrad* historisiert, nämlich als »Reaktion« auf den fortschreitenden Modernisierungsprozeß betrachtet, was Voß in der folgenden »These« zusammenfaßt: »Die Formen der ›Lebensführung‹ können eine verstärkte Eigenständigkeit gegenüber sozialen Bedingungen bekommen. Dies kann verstärkte oder neuartige Probleme zwischen den beiden Sphären hervorrufen (These der zunehmenden Autonomie)« (369).

Aus dem sozialstrukturanalytischen und »zeitdiagnostischen« Erkenntnisinteresse der Münchener Arbeitsgruppe ergibt sich auch die dezidiert *soziologische Rahmenfragestellung* ihres empirischen Forschungsansatzes: Es geht hier darum, den Zusammenhang zwischen verschiedenen sozialstrukturellen Merkmalen und individueller Lebensführung unter »Modernisierungsdruck« möglichst differenziert zu demonstrieren. Dazu dient das klassische soziologische Verfahren der »Befragung« von Individuen mit unterschiedlichen demographischen Merkmalen. Dazu Jurczyk & Rerrich (1993b, 15f):

»Die Befragten waren im mittleren Lebensalter und lebten in einer Partnerschaft mit mindestens einem Kind. Bei ihrer Auswahl wurde darauf Wert gelegt, daß auch die Partnerin bzw. der Partner berufstätig waren.« – »Dies schien uns wichtig zu sein, weil die zunehmende Frauenerwerbsquote und die immer deutlicher artikulierten Ansprüche an ein selbstbestimmtes Leben jenseits der traditionellen Geschlechterrollen besondere Veränderungen und Konfliktpotentiale in der alltäglichen Lebensführung vermuten ließen. Weil diese Prozesse in der Stadt und auf dem Land unterschiedlich ausgeprägt sind, kam ein Teil der Befragten aus einem städtischen und der andere aus einem ländlichen Milieu. Systematisch variiert wurde nach folgenden Beschäftigtengruppen:

- (a) ArbeiterInnen und mittleren Angestellten aus der Industrie mit einer Gleitzeitregelung;
- (b) Kaufhausverkäuferinnen mit sog. kontingentierter Teilzeitarbeit;

- (c) Industriearbeiter aus einer Fabrik mit einem rollierenden Voll-Konti-Schichtsystem;
- (d) hochqualifizierte Computerfachleute eines internationalen Rechenzentrums mit Voll-Konti-Schicht;
- (e) AltenpflegerInnen mit unterschiedlichen Wechselschichten;
- (f) und schließlich freie MitarbeiterInnen aus dem Bereich der Massenmedien mit großer individueller Zeitsouveränität, aber nur eingeschränkter Sicherheit des Beschäftigungsverhältnisses«.

Das methodische Vorgehen der Münchener Forschungsgruppe ist (so Jurczyk & Rerrich 1993b) »*qualitativ orientiert*. Es wurden sog. leitfadengesteuerte, themenzentrierte Interviews von durchschnittlich zwei- bis dreistündiger Dauer durchgeführt« (16, Hervorh. KH.). Dies deswegen, weil charakteristische »Formen der Lebensführung nicht auf der Grundlage standardisierter Befragungen zu erfassen« sind. »Dazu wird ein Vorgehen benötigt, das sich sehr intensiv auf die Besonderheiten der jeweiligen Lebensführung im einzelnen Fall einläßt, um dann durch die detaillierte Analyse vieler Einzelfälle ein differenziertes, größeres Bild zu erschließen«. Dementsprechend folgte die »Auswahl der Befragten ... also nicht nach dem Gesichtspunkt statistischer Repräsentanz, was allerdings nicht heißt, daß sie beliebig war. Die Untersuchungsgesamtheit setzt sich aus einer theoriegeleiteten Auswahl von Gruppen, die nach bestimmten Kriterien ausgewählt wurden, zusammen« – wobei zur Begründung dieses Verfahrens auf das Konzept des »*theoretical sampling*« von Strauss bezug genommen wird (17). – Die besondere Weise, in der die Person der einzelnen Befragten bei dieser Art von qualitativem Vorgehen zur Geltung kommt, verdeutlicht sich auch daraus, daß sie in den Forschungsberichten auch als *Einzelpersonen benannt* werden, und zwar nicht nur als »Herr A.« und »Herr B.«, sondern meist sogar quasi unter Nennung des vollen Namens: »Herr Modes« und »Herr Winkelmann« (Dunkel 1993, 203fbzw. 204ff); »Frau Hollweg« und »Frau Hillermeier« (Jurczyk & Rerrich 1993c): Dies vielleicht als besonderer Ausdruck der »Subjektorientierung«, wie sie vom Münchener Projekt verstanden wird.

Auf dem Hintergrund des soweit entfalteten soziologischen Erkenntnisinteresses der Münchener Forschungsgruppe wäre nun – wie gesagt – die Besonderheit unseres *subjektwissenschaftlichen* Erkenntnisinteresses, aus dem sich die Notwendigkeit einer Elaboration des von dieser Gruppe entwickelten Lebensführungskonzeptes begründen läßt, auseinanderzulegen, wobei ja ausgewiesen werden muß, daß *Subjektwissenschaft*, wie wir sie verstehen, tatsächlich etwas *anderes* ist als die Subjektorientierung im Sinne des Münchener Projekts. Von da aus bietet es sich an, mit den weiteren Überlegungen bei der Frage einzusetzen, worin dieser Unterschied denn bestehen soll. Dabei ist es klar, daß damit im Prinzip auch die Besonderheit der subjektwissenschaftlichen gegenüber der traditionellen *Psychologie* zur Frage steht – was hier aber, da wir ja deren Unfähigkeit zur systematischen Thematisierung des »Lebensführungs«-Problems bereits dargelegt haben, nicht im Mittelpunkt der Diskussion stehen soll. – Wieweit Gedankenentwicklungen wie die, die wir uns damit vorgenommen haben, überzeugen können oder in die Irre gehen, hängt – wie sich immer wieder gezeigt hat (vgl. etwa Holzkamp 1993, 177ff) – wesentlich davon ab, ob man dafür den richtigen *Anfang* gefunden hat. Womit also beginnen? Genauer gefragt: Was ist das *Kernkonzept*, quasi die »Keimzelle«, von wo aus sich alle weiteren Züge des subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses (an Lebensführung), damit auch seine Eigentümlichkeiten gegenüber anderen einschlägigen Ansätzen möglichst bruchlos und stringently entwickeln lassen?

Während, wie gezeigt, das Münchener Konzept der Lebensführung – bei aller »Subjektorientierung« – *gesellschaftszentriert* ist, nämlich den Modernisierungsprozeß gesellschaftlicher Strukturen als Bezugsgröße für die Analyse von »Lebensführung« nimmt, ist die (im folgenden zu erarbeitende) subjektwissenschaftlich-psychologische Version – diese Bestimmung ist ihr im Zuge der sozialwissenschaftlichen Arbeitsteilung zugeflossen und hat sie deswegen mit der traditionellen Psychologie gemeinsam – in irgendeiner Weise »*individuumszentriert*«. Was heißt dies nun aber speziell für die subjektwissenschaftliche Psychologie (in Abhebung von der traditionellen Psychologie)? Die Programmatik dazu haben wir bereits früher (XX*) geliefert: Der gemeinsame Nenner der traditionellen Psychologie (einschließlich der Psychoanalyse) sei der (mindestens letztinstanzliche) *wissenschaftliche Außenstandpunkt*, dessen Aufgeben hier als gleichbedeutend mit dem Verlassen des Standpunkts der Wissenschaft angesehen wird – womit gleichzeitig die »Individuen« zwangsläufig (wiederum mindestens letztinstanzlich) auf ihre Position »auf der anderen Seite«, die des Forschungsgegenstandes, verwiesen seien (auch in den »hermeneutischen« Spielarten des Psychoanalyseverständnisses sind die einander gegenübergestellten Positionen des »Auslegenden« und des »Ausgelegten« letztlich unverrückbar festgeschrieben): Im subjektwissenschaftlichen Ansatz dagegen seien die betroffenen Individuen (Vpn, KlientInnen etc.) aus ihrer fiktiven Rolle als Forschungsobjekte befreit und zu den Forschenden hinübergezogen, stünden damit quasi auf der gleichen Seite wie jene. Um diese Programmatik auszuführen, kann man (wie früher von uns versucht) am Konzept einer »Psychologie vom verallgemeinerten Subjektstandpunkt«, an der Qualifizierung des wissenschaftlichen »Mitforscher«-Verhältnisses, an der Spezifizierung subjektwissenschaftlicher Psychologie als »Psychologie im Begründungsdiskurs« etc. ansetzen. Bei meinen Überlegungen zu der vorliegenden Arbeit ist mir der Gedanke gekommen, daß diese Konzepte vielleicht besser in ihrem Zusammenhang begrifflich gemacht werden können, wenn man bei einem anderen Konzept beginnt, das von uns bisher stets mitgedacht, aber kaum explizit thematisiert worden ist: dem (von Marx geprägten) Begriff der »*Selbstverständigung*« als zentraler Intention subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses, der damit probeweise als die gesuchte »Keimzelle« für die weitere Gedankenentwicklung eingeführt sei.

»Selbstverständigung«, dies bedeutet vor allem anderen »Verständigung mit mir selbst« über ein von mir Gemeintes, hier: über »Lebensführung«: Ich bin darauf aus, etwas, das ich schon »irgendwie weiß«, für mich reflexiv faßbar, das Implizite explizit, das Undeutliche deutlich zu machen, also (mit einem schönen Ausdruck von Hugh Mehan, 1979, 176) mein »verschwiegenes Wissen« (»tacit knowledge«) in »gewußtes Wissen« zu verwandeln. Damit ist – indem hier bisher nicht klar Gesagtes (vielleicht Unsagbares) »zur Sprache gebracht« werden soll – potentiell auch der *Andere* in den Selbstverständigungsprozeß einbezogen, er ist aufgefordert oder es ist ihm anheimgestellt, meinen Versprachlichungsversuch bei sich nachzuvollziehen, um herauszufinden, ob *er* damit auch zu größerer Klarheit, etwa über »Lebensführung«, zu gelangen vermag. In diesem, und nur in diesem Sinne bedeutet das Interesse an »Selbstverständigung« auch ein Interesse an der »Verständigung« mit anderen, um so eine *gemeinsame Sprache* über ein dennoch stets nur »je mir selbst« Gegebenes zu finden: Dies ist gemeint, wenn wir zur

Kennzeichnung Ansatzes von »je meinem« Standpunkt bzw., »je meiner« Perspektive als »verallgemeinertem Subjektstandpunkt« reden (vgl. etwa Holzkamp 1991; aus den Anklängen an Heideggersche Redeweisen sollten hier keine weitergehenden Entsprechungen abgeleitet werden). Im Kontext des Erkenntnisinteresses an (gemeinsamer) »Selbstverständigung« kann demnach – dies eine wesentliche Konsequenz – keiner den anderen zum Objekt machen, weil er ihn damit aus dem gemeinsamen Selbstverständigungsprojekt ausschließen würde: Der hier gesetzte *intersubjektive Verständigungsrahmen* ist, im Kontext der Selbstverständigungs-Intention grundsätzlich nicht unterschreitbar. Dies bedeutet auch, daß im subjektwissenschaftlichen Forschungsansatz die Besonderheit der *wissenschaftlichen* Position bzw. der Position des »Wissenschaftlers« niemals durch die Definition eines von dieser gegenüber den Betroffenen eingenommenen »Außenstandpunkts« jenseits des intersubjektiven Verständigungsrahmens, sondern nur *innerhalb* dieses Rahmens herausgehoben werden kann – dies ist das »Mittelforscher-Verhältnis«, auf das wir noch zurückkommen.²

Wenn ich ein Interesse an »Selbstverständigung« habe, so ist dabei impliziert, daß es hier für (je) mich tatsächlich etwas zu »verstehen« gibt, was nicht ohnehin auf der Hand liegt, daß also in und hinter scheinbar Unproblematischem und »Ein-dimensionalem« wie »alltäglicher Lebensführung« (die schließlich jeder kennt) Probleme und Problematiken verborgen sind, die – um offenbar und »sagbar« zu werden – eben der Anstrengung eines (gemeinsamen) Selbstverständigungsprojektes bedürfen. Gegenüber tatsächlich »unproblematischen« Sachverhalten (wenn es die denn gibt) mögen andere Forschungsansätze versuchen, ein darauf bezogenes Erkenntnisinteresse zu begründen: Sie liegen jedenfalls nicht im Bereich des Erkenntnisinteresses psychologischer Subjektwissenschaft. Die damit angesprochene *Differenz bis Widersprüchlichkeit* zwischen dem scheinbar »Naheliegenden« und den erst durch Selbstverständigung offenzulegenden umfassenderen oder »tieferen« Strukturzusammenhängen hat in der Kritischen Psychologie zu einer *dualen Grundbegrifflichkeit* geführt, die stets in irgendeiner Weise auf das Begriffspaar »Unmittelbarkeitsverhaftetheit« vs. »Unmittelbarkeitsüberschreitung« zurückgeht, und durch die die jeweils angesprochenen Aspekte der individuellen Erfahrung in zwei Versionen konzeptualisierbar werden, als Umschreibung und Verdoppelung des »Naheliegenden« und als begriffliche Mittel zu dessen *Durchdringung* (auf der kognitiven Ebene etwa als »Deuten«, vs. »Begreifen«, auf der sozialen Ebene als »Instrumentalbeziehungen« vs. »Subjektbeziehungen« etc.; vgl. Holzkamp 1983, Kap. 7.5). Dabei wurde herausgearbeitet, daß die damit angesprochenen Alternativen sich mir keineswegs nur »im Denken« stellen, sondern daß darin mehr oder weniger ausgeprägt *reale Macht- und Interessenkonflikte* involviert sind: Nämlich der Widerspruch zwischen meinem Interesse, in Durchdringung »Naheliegenden« die *Verfügung über meine eigenen Daseinsumstände* und damit meine *subjektive Lebensqualität* zu erhöhen und dem »herrschenden« Interesse, dies zur *Sicherung bestehender Machtverhältnisse* zu verhindern. Dies bedeutet, daß mit der Durchdringung des Naheliegenden nicht nur die damit erreichbare Erweiterung meiner Weltverfügung/Lebensqualität, sondern auch die potentielle Bedrohung ihres gegenwärtigen Standes antizipierbar ist, womit u.U. auch meine Selbstbescheidung durch Fixierung auf das Naheliegende in meinem –

wenn auch kurzschlüssigen, da aus unmittelbarer Not erwachsenem – Interesse sein könnte (»restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit«, vgl. auch Holzkamp 1990). Daraus versteht sich dann die mögliche subjektive Funktionalität von – je nach den konkreten Lebensverhältnissen unterschiedlichen – *Selbstrechtfertigungs- und Abwehrfiguren*, in welchen gerade das *Verharren* im Naheliegenden – in Wegleugnung der damit verbundenen Selbstschädigung – als in meinem Interesse liegend vorgespiegelt ist (aus diesem Kontext ergab sich dann auch die kritisch-psychologische Reinterpretation von psychoanalytischen Konzepten wie »Verdrängung«, »Abwehr« und »Unbewußtes«; vgl. dazu Holzkamp 1983, a.a.O.).

Dies heißt nun aber, daß das (persönliche und wissenschaftliche) Erkenntnisinteresse an »Selbstverständigung« immer auch ein Interesse daran impliziert, jeweils konkret herauszufinden, wieweit man z.B. (je) meine »Abgeklärtheit« auch als Konfliktscheu, meine »vernünftige Kompromißbereitschaft« auch als Klein-Beigeben, meinen »durch Rückschläge endlich erworbenen Realismus« auch als Leugnung legitimer Lebensansprüche lesen kann, wo und warum ich mir »etwas vormache«, »mir in die eigene Tasche lüge«, »im Kopf nachgebe«, »mich aus der Verantwortung stehle« etc., kurz: (je) mir, immer wo es nötig ist, »auf die Schliche zu kommen« habe (im Themenkreis »Lebensführung« fallen sicherlich jedem sofort viele Beispiele dafür ein). In diesem Zusammenhang ist hervorzuheben, daß dies im Kontext gemeinsamer Selbstverständigung niemals heißen kann, sich *gegenseitig*, oder sogar einem *zu diesem Zwecke zurechtgestellten Anderen* »auf die Schliche zu kommen«: Weder eine so definierte Therapeut-Patient-Beziehung noch z.B. auch jedwede politische Beschuldigungskonstellation, in der ich mich berechtigt sehe, andere zu verdächtigen und deren Rechtfertigungsversuche entgegenzunehmen, kann als Verständigungs-/Selbstverständigungs-Angebot an den anderen hingebogen werden: Zwar kann man sich bei seinen Selbstverständigungsbemühungen gegenseitig unterstützen, diese selbst sind aber, wie dargelegt, unausweichlich an je meinen Subjektstandpunkt gebunden, so daß andere, wenn sie mich »über meinen Kopf hinweg« verstehen und beurteilen wollen, mich tatsächlich aus dem intersubjektiven Verständigungsrahmen ausgrenzen, d.h. mir – indem sie mich zum »Objekt« ihrer (wie immer zu legitimierenden) Interessen machen – den Status der Mitmenschlichkeit verweigern.

Die Bestimmung von »Selbstverständigung« als eines Projektes, in welchem bisher nicht oder nur diffus Versprachlichtes gemeinsam »zur Sprache« zu bringen ist, verlangt eine Klärung des Problems, welche Voraussetzungen die *Wissenschaftssprache*, in deren Medium das Selbstverständigungsprojekt möglich sein soll, zu erfüllen hat. Wenn man einmal so fragt, wird einem auf Anhieb klar, daß jede Wissenschaftssprache, in welcher der Außenstandpunkt, von dem man Aussagen über andere (und sei es über deren »Subjektivität«) machen will, weil hier die für gemeinsame Selbstverständigungsaktivitäten vorausgesetzte *Reziprozität der Perspektiven* ausgeschlossen ist, dafür von vornherein ungeeignet sein muß – dies gilt insbesondere auch für die traditionell-psychologische Wissenschaftssprache der Vorhersagen von gesetzten Bedingungen auf »erwartete« Verhaltensweisen (»Vorhersagen« von Vpn bzw. KlientInnen über Verhaltensweisen des Experimentators bzw. Therapeuten fallen hier, wie früher ausgeführt, als »unsagbar« aus dem System). Die im Selbstverständigungsprojekt implizierte Reziprozität ist

vielmehr nur in einer Sprache faßbar, in welcher die *Perspektiven der Beteiligten in ihrer Bezogenheit aufeinander* tatsächlich abgebildet werden können, also der (dargestellte) »Subjektstandpunkt«, von welchem aus »je ich« aus meiner Perspektive mich auf den je anderen mit seiner Perspektive beziehen kann, zu verbalisieren und zu kommunizieren ist. Dies aber ist die »*Diskursebene subjektiver Handlungsgründe*«, wie wir sie als Explikation der »Sprache« des Subjektstandpunktes expliziert haben (vgl. etwa Holzkamp 1993, 21): »Gründe« sind als solche immer »erster Person«, also denknötwendig *je meine* Gründe, und wenn ich in diesem Kontext von den »Gründen« des anderen spreche, so erkenne ich damit an, daß diese *seine* Gründe sind, die nur *ihm* von *seinem* Standpunkt und aus *seiner* Perspektive zugänglich sind, die ich also nicht auf meinen Standpunkt und meine Perspektive reduzieren kann; keiner ist hier »Objekt« der Sichtweise des anderen, keiner hat das Privileg des Sprechenden, demgegenüber der andere zum Schweigen verurteilt ist, sondern beide sind gleichermaßen darauf verwiesen, im sprachlichen Kommunikationsprozeß den jeweils anderen mit seinen Gründen zur Geltung kommen zu lassen. Damit aber sind die benannten Voraussetzungen für eine Wissenschaftssprache als Medium gemeinsamer Selbstverständigung erfüllt.

Der so gefaßte »Begründungsdiskurs« als Sprache psychologischer Subjektwissenschaft (wie wir sie verstehen) ist von uns in Abhebung vom traditionellpsychologischen »Bedingtheitsdiskurs« umfassend theoretisch und methodologisch gerechtfertigt und konzeptualisiert worden. Dies soll aber – da wir mit den bisherigen Hinweisen die Besonderheit des Selbstverständigungsprojekts als Kernintention subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses gegen das soziologische Erkenntnisinteresse der Münchener Gruppe hinreichend qualifiziert zu haben glauben – im weiteren nicht mehr »abstrakt« und systematisch, sondern (soweit nötig) gleich im Kontext der Elaboration unseres Lebensführungskonzeptes dargestellt werden: Es geht uns im folgenden darum, die früher herausgehobenen Grundbestimmungen von »Lebensführung« der Münchener Forschungsgruppe *in Termini von »Selbstverständigung«* und der in diesem Kontext entwickelten Konzeptionen zu *reinterpretieren*, wobei sich herausstellen muß, wieweit bzw. in welchen Problemzusammenhängen wir dabei im Kontext unseres subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses zu *über den Münchener Ansatz hinausgehenden Konzeptualisierungen und Fragestellungen* gelangen müssen. In dem Maße, wie wir uns dabei dem Problem der *empirischen* Realisierbarkeit unserer subjektwissenschaftlichen Lebensführungskonzeption annähern, wird auch das dargestellte *methodische Vorgehen* des Münchener Projekts im Lichte von uns früher erarbeiteter subjektwissenschaftlicher Methodenvorstellungen neu zu sehen und zu reinterpretieren sein.

»Relative Autonomie« von Lebensführung im Begründungsdiskurs

Das Konzept der »alltäglichen Lebensführung« (im folgenden auch: Lf) ist bekanntermaßen im Zusammenhang unserer subjektwissenschaftlichen Theorienbildung bisher nicht behandelt, wird also im folgenden neu in diesen eingeführt (wobei auch mit Konsequenzen für unseren Gesamtansatz zu rechnen ist). Um dieses (für uns) Neue fassbar und entwickelbar zu machen, muß zunächst versucht werden, die dargestellten *tragenden Grundkonzepte* der Münchener Gruppe in den von uns bereits

entwickelten subjektwissenschaftlichen Termini zu reformulieren (die damit gleichzeitig – soweit bisher nicht geschehen – problemzentriert von uns dargestellt werden müssen), weil sich erst so zeigen kann, wieweit dies jeweils bruchlos möglich ist bzw. wieweit wir dabei auf weitergehende Problemstellungen verwiesen sind.

Mit dem Münchener Lf-Konzept soll – wie dargestellt³ – vor allem anderen die »Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft« gegenüber traditionellen soziologischen Vorstellungen neu gefaßt werden, indem Lf als »*vermittelnde Kategorie zwischen Subjekt und gesellschaftlichen Strukturen*« eingeführt ist: Lf sei als »*aktive Leistung*« des Individuums zu verstehen, dem damit bestimmte »*Freiheitsgrade*«, d.h. eine »*relative Autonomie*« den Verhältnissen gegenüber zukommen und das dergestalt sich Gesellschaft nicht nur »arbeitend aneignet und zrichtet« sondern »auch *verändert*, ja eigentlich (mit anderen zusammen) *erst schafft*«. – Wie ist das damit angezielte Vermittlungsverhältnis in subjektwissenschaftlicher Sprache zu reformulieren?

»Gesellschaftliche Verhältnisse« werden von uns nicht auf ihre üblichen soziologisch-gesellschaftstheoretischen Bestimmungen beschränkt, sondern in ihrem »den Subjekten zugekehrten Aspekt« als *Bedeutungen, Bedeutungskonstellationen, Bedeutungsanordnungen* etc. in einem sehr speziellen (um nicht zu sagen: eigenwilligen) Sinne aufgefaßt: nämlich als Inbegriff gesellschaftlich produzierter *verallgemeinerter Handlungsmöglichkeiten (und -beschränkungen)*, die das Subjekt im Interessenzusammenhang seiner eigenen Lebenspraxis in Handlungen umsetzen *kann*, aber keinesfalls *muß*: Welche der ihm in einer derartigen »*Möglichkeitsbeziehung*« als Handlungsalternativen gegebenen Bedeutungsaspekte das Subjekt tatsächlich in Handlungen umsetzt, dies hängt (wie gesagt) unserer Konzeption nach von den *Gründen* ab, die es – nach Maßgabe seiner (auf Weltverfügung/ Lebensqualität gerichteten) Lebensinteressen – dafür hat. Genauer: Das Subjekt kann aus den Bedeutungsanordnungen, mit denen es jeweils konfrontiert ist, bestimmte Aspekte als seine *Handlungsprämissen extrahieren*, aus denen sich dann (implikativ bzw. »inferenziell«) gewisse (für das Subjekt) »vernünftige« (d.h. in seinem Lebensinteresse liegende) Handlungsvorsätze ergeben, die es, soweit dem keine Widerstände/Behinderungen aus der kontingenten Realität entgegenstehen (also »*ceteris paribus*«), als Handlungen realisiert (zum vorstehenden Abschnitt vgl. etwa Holzkamp 1983, Kap. 7.4 und 1993, 21ff).

Aus diesem Resümee ist evident, daß im Kontext subjektwissenschaftlicher Begrifflichkeit – d.h. im Medium des wissenschaftlichen »Begründungsdiskurses« – wie jede menschliche Lebenstätigkeit, so auch »alltägliche Lebensführung«, da diese nicht durch die gesellschaftlichen Verhältnisse »bedingt«, sondern lediglich in ihnen als *Handlungsmöglichkeiten* »begründet« ist, (ganz im Sinne der Münchener Gruppe) als gegenüber diesen »relativ autonom« zu verstehen ist. Dabei ist der Grad der »relativen Autonomie« bzw. sind die »Freiheitsgrade« gegenüber den Verhältnissen unter zwei Aspekten näher zu bestimmen: Welche allgemeinen Aspekte einer vorliegenden Bedeutungsanordnung ich jeweils als meine Handlungsprämissen extrahieren kann, – welche Alternativen ich hier also überhaupt habe – dies hängt einmal von den historisch gewordenen verallgemeinerten Handlungsmöglichkeiten/-beschränkungen selbst ab, die in der jeweils konkreten Bedeutungsanordnung »vergegenständlicht« sind – Handlungsmöglichkeiten die

hier generell (noch) nicht bestehen, kann ich auch nicht zu Prämissen meiner Handlungen machen; zum anderen hängt dies von meinen Lebensinteressen ab, in denen für mich die Begründetheit/»Vernünftigkeit« meiner Handlungen fundiert ist: auch daraus ergibt sich, daß meine Optionen hier nicht unbegrenzt sind, und zwar in diesem Falle, weil mir solche Handlungsalternativen, die mit meinem Interesse an der Erhaltung oder Erweiterung meiner Weltverfügung/Lebensqualität unvereinbar sind, aus »psychologischen« Gründen von vornherein nicht zur Verfügung stehen: Ich kann mit meinen Handlungen »zwar im Widerspruch zu meinen objektiven Lebensinteressen stehen, nicht aber im Widerspruch zu meinen ... Lebensinteressen, wie ich sie *als meine Situation erfahre*. In dem Satz, daß der Mensch sich nicht bewußt schaden kann, liegt sozusagen das einzige materiale Apriori der« Subjektwissenschaft (Holzkamp 1983, 350, Hervorh. geändert). Durch diesen Bezug auf die Lebensinteressen ist aber – wenn auch die prinzipiell denkbaren Handlungsalternativen dadurch der Beliebigkeit entzogen sind – dennoch meine subjektive »Autonomie« keineswegs irgendwie »determiniert« oder eingeschränkt: Es sind ja *je meine* Interessen, die meiner jeweiligen Handlungsoption zugrundeliegen, und die bewußte Verletzung meiner Lebensinteressen ist niemals als Betätigung meiner »Freiheit«, sondern immer nur als mir (auf welche Weise auch immer) »von außen« aufgezwungen anzusehen.

Wie aber ist im Kontext unserer Konzeption die von den Münchenern als Qualifizierung der »relativen Autonomie« des Subjekts angesprochene Beziehung zwischen bloßer *Aneignung* und *Schaffung/Veränderung* der Verhältnisse im Zuge »alltäglicher Lebensführung« zu reformulieren? Wir haben dafür innerhalb unserer Grundbegrifflichkeit quasi bereits eine »Leerstelle« parat, indem wir die benannte »Möglichkeitsbeziehung« als »*doppelte Möglichkeit*« ausdifferenzierten, nämlich als Alternative des Handelns »unter« gesellschaftlichen Bedingungen und des Handelns »in *Erweiterung* der in den Bedingungen liegenden Verfügungsmöglichkeiten« (Holzkamp 1983, 368). Wenn man davon ausgeht, daß die Veränderung von Verhältnissen durch die darin liegende Erweiterung/Erhöhung meiner Verfügungsmöglichkeiten/Lebensqualität unmittelbar in meinem Lebensinteresse begründet erscheint, so stellt sich hier sogleich die Frage, welche Gründe es denn für mich geben könnte, in meiner Lf dennoch mich mit der »ersten Möglichkeit« des Handelns »unter« Bedingungen zu begnügen und damit auf die Erhöhung meiner Lebensqualität zu verzichten. Und mit dieser Frage wiederum haben wir Anschluß gefunden an frühere Überlegungen über die – mit der Selbstverständigung zu überwindende – Verhaftetheit im »Naheliegenden« und deren Überschreitung: So gesehen kann der Verzicht auf eine Veränderung der gegebenen Bedeutungsstrukturen/Handlungsmöglichkeiten in meiner Lebensführung nur unter der Voraussetzung als begründet/vernünftig verstanden werden, daß für mich mit dem Versuch einer Änderung der Verhältnisse in Überschreitung des »Naheliegenden« gleichzeitig eine *Bedrohung der gegenwärtig gegebenen Stabilität der Lf antizipiert* wird, so daß ich in der Gefahr bin, mit dem Versuch einer Bedingungsänderung Konflikte hervorzurufen, durch die ich den Status-Quo meiner Verfügungs-/Lebensmöglichkeiten auch einbüßen könnte. Damit kommen hier die schon früher angesprochenen *Machtverhältnisse* wiederum ins Spiel, wenn auch nicht als klare Trennung zwischen »Mächtigen« und »Ohnmächtigen«, sondern als *Verteilung*

von Machtbeziehungen innerhalb alltäglicher Durchsetzungs- und Abwehrstrategien, wie sie Foucault immer wieder hervorgehoben hat (und wie sie für unsere weiteren Überlegungen noch große Relevanz erlangen werden): Die Alternative der Veränderung oder des Hinnehmens gegebener (begrenzter) Bedingungen meiner alltäglichen Lebensführung steht mithin in dem Spannungsfeld zwischen Erhöhung von Lebensqualität und defensiver Bedrohungsabwehr, das wir früher gekennzeichnet haben, womit die benannten Selbstrechtfertigungs- und Abwehrfiguren, die Gefahr unbewußter Selbstschädigung etc. und so die Notwendigkeit des »Sich-auf-die-Schliche-Kommens« ihre Aktualität auch bei der Bestimmung der »doppelten Möglichkeit«, in der ich von der relativen Autonomie meiner Lebensführung Gebrauch machen kann, erwiesen haben (und vor allem noch erweisen werden). Damit fällt dann auch auf das benannte Verhältnis zwischen den mir in einer Bedeutungsanordnung prinzipiell gegebenen Handlungsmöglichkeiten mal nämlich werde ich (»begründungslogisch« gesehen) die bestehenden Handlungsmöglichkeiten (zur Erhöhung meiner Lebensqualität) mir nur in dem Maße bewußt machen können, wie ich mit ihrer Realisierung keine unmittelbare Bedrohung der erreichten Stabilität meiner Lf antizipieren muß; und zum anderen kann ich eine Veränderung/Erweiterung der jeweiligen Bedeutungskonstellation lediglich in dem Maße auch nur ins Auge fassen, wie ich die darin gegebenen Handlungsmöglichkeiten soweit in Prämissen für meine Handlungsvorsätze/Handlungen habe überführen können, daß ich dabei »an Grenzen« gestoßen bin, die nur in Veränderung der Bedingungen meiner Lebensführung (samt der darin involvierten Machtbeziehungen) überschreitbar sind. – Die damit angedeutete Dynamik alltäglicher Lebensführung wird erst später, wenn wir unser »Lebensführungs«-Konzept reinterprettativ um wesentliche Bestimmungen bereichert haben, in ihrer Tragweite vollends verständlich werden.

Aus den bisherigen Darlegungen geht – prinzipiell gesehen – hervor, daß wir trotz unseres subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses die Konzepte, die die Münchener Gruppe im Kontext ihres soziologischen Erkenntnisinteresses entwickelt hat, keineswegs vernachlässigen müssen oder dürfen: Die dort vorgelegten Analysen zur historischen Entstehung und Akzentuierung von »Lebensführung« im Zuge gesamtgesellschaftlicher Prozesse der »Modernisierung«, »Rationalisierung« und »Individualisierung« etc. haben vielmehr innerhalb unserer Grundbegrifflichkeit durchaus ihren Platz: Sie lesen sich hier als *diejenigen gesellschaftlichen Prozesse/Verhältnisse*, die in ihrem »dem Subjekt zugekehrten« Aspekt zu *Bedeutungsanordnungen* werden können, die mir als verallgemeinerte Handlungsmöglichkeiten gegeben sind. Allerdings muß von da aus die Frage, was an gesellschaftlichen Bestimmungen überhaupt in die *Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft* eingehen kann, präziser gestellt werden: Grundsätzlich fallen hier nämlich all solche Begriffe zur Charakterisierung von Sozialstrukturen und deren Geschichte heraus, die *für sich genommen nicht als verallgemeinerte Handlungsmöglichkeiten für Subjekte reformulierbar* sind (wie »Produktionsweise«, »Feudalismus«, »Individualisierung«, etc.): Es stellt (subjektwissenschaftlich gesehen) sozusagen einen methodischen »Kunstfehler« dar, wenn man etwa umstandslos nach dem Einfluß der »bürgerlichen Klassenverhältnisse« oder der

wachsenden »Modernisierung/Rationalisierung« der Gesellschaft auf die individuellen Subjekte fragt, uneingedenk der Tatsache, daß es sich dabei zunächst einmal um von Soziologen bzw. Gesellschaftstheoretikern *erfundene Begriffe* handelt, die damit nicht auch schon automatisch zur Realität für die Individuen, die diese potentiell beeinflussen könnte, geworden sind. Vielmehr wäre hier in jedem Falle zu allererst eine theoretische Anstrengung zur Herausarbeitung der mannigfachen Vermittlungsebenen zwischen den angesetzten gesamtgesellschaftlichen Strukturen/Prozessen in die konkrete Alltagswelt der Individuen hinein erforderlich, ehe man auch nur zu sinnvollen *Hypothesen* über sich daraus ergebende Handlungsmöglichkeiten/-beschränkungen für die konkreten Subjekte gelangen könnte. Wenn man diese Vermittlungsebenen ausspart, so kann man natürlich trotzdem auf irgendwelche statistischen Regelmäßigkeiten der Beziehung zwischen den soziologischen Globalkategorien und individuellen Merkmalen, etwa von »Lebensführung«, stoßen, nur bleiben diese dann (im subjektwissenschaftlichen Bezugssystem) total uninterpretierbar, was auch durch nachträgliche Ad-hoc-Erklärungen, da mit diesen das benannte theoretische Defizit ja nicht behoben ist, kaum kompensiert werden kann.

Dies alles bedeutet prinzipiell gesehen, daß eine saubere Arbeitsteilung zwischen soziologischer und subjektwissenschaftlicher Lf-Forschung mindestens an dieser Stelle nicht durchzuhalten ist: Weder darf man (wie gesagt) im Kontext des subjektwissenschaftlichen Ansatzes – da man mit der Analyse von subjektiven Handlungsbegründungen sonst sozusagen »in der Luft hängen« würde – die unter soziologischen Vorzeichen erarbeiteten sozialstrukturellen Voraussetzungen für die Akzentuierung und Veränderung von »Lebensführung« hier einfach beiseite lassen, noch kann man diese Voraussetzungen, so wie sie sind, einfach übernehmen. Vielmehr gehört es hier zur *subjektwissenschaftlichen* Theorienbildung, die Vermittlungsebenen zwischen sozial strukturellen Merkmalen und lebensweltlichen Bedeutungsanordnungen/Handlungsmöglichkeiten der Individuen jeweils problemzentriert soweit herauszuanalysieren, daß die Frage nach der möglichen Umsetzung in Handlungsprämissen-Handlungsvorsätze-Handlungen von da aus sinnvoll gestellt werden kann: Dies sind die »*Bedeutungs-Begründungs-Analysen*«, wie sie von uns programmatisch gefordert – und (mindestens) bei der Analyse der institutionellen Voraussetzungen schulischen Lernens (in Holzkamp 1993, Kap. 4) versuchsweise realisiert wurden – und wie sie auch für die subjektwissenschaftliche Lf-Forschung unverzichtbar sind.

Beim damit abgeschlossenen ersten Schritt unseres Reinterpretationsversuchs, der subjektwissenschaftlichen Fassung der Münchener Konzeption von »Lebensführung« als Vermittlungsglied (Voß spricht ja gelegentlich auch von »missing link«) zwischen Individuum und Gesellschaft aufgrund der »*relativen Autonomie*« des sein Leben »führenden« Subjekts gegenüber den Verhältnissen hat sich zweierlei ergeben: Einerseits zeigte sich, daß eine derartige Reformulierung weitgehend bruchlos möglich ist, und zum anderen, daß uns dabei – mittels Einführung unserer »begründungsanalytischen« Begrifflichkeit – über die bloß negative Bestimmung der »*Freiheitsgrade*« des Subjekts mannigfache positive Bestimmungen über die Art der Realisierung gesellschaftlicher Handlungsmöglichkeiten in individuellem Handeln, die Voraussetzungen der aktiven Veränderung der gesellschaftlichen Vorgaben und

die dabei in Rechnung zu stellenden Widersprüche und Konflikte zuwachsen. Allerdings ist einzuräumen, daß unsere einschlägigen Ausführungen hier noch vergleichsweise unspezifisch bleiben mußten, d.h. mehr oder weniger auf menschliche Lebenstätigkeit überhaupt, und nur beispielhaft auf »Lebensführung« beziehbar waren. Ehe wir die benannten positiven Bestimmungen der subjektiven Problematik »relativer Autonomie« für unser eigenes Lebensführungs-Konzept fruchtbar machen können, ist von uns in einem nächsten Reinterpretationsschritt die *Besonderheit* von »Lebensführung« im Münchener Verständnis in die Überlegungen einzubeziehen: »Lebensführung« als »tagtägliche« Aktivität der *Organisation, Integration, Konstruktion* des Alltags in der Weise, daß dadurch die dort auf das Individuum zukommenden unterschiedlichen und widersprüchlichen Anforderungen mit einander vereinbar gemacht, »auf die Reihe gebracht« werden können. – Wie nehmen sich diese Konzeptionen im subjektwissenschaftlichen Reinterpretationskontext aus?

Subjektive Begründetheit der elementaren Zyklizität alltäglicher Lebensführung

Die in gewissem Sinne elementarste Besonderheit von »alltäglicher Lebensführung« liegt in ihrem (früher dargestellten) Charakter als »selbstreproduktives System« der Organisation von »Tagtäglichkeit«, also (gegenüber dem »Lebenslauf«) eigenständiger Verlaufsgestalt. Diese läßt sich mit den gebräuchlichen linearen Modellen von »Reiz-Reaktions«-Ketten oder auch (im Sinne der Handlungsregulationstheorie) Ziel-Mittel-Hierarchien nicht hinreichend abbilden. Auch mit dem hier naheliegenden Konzept der »Automatisierung« von Handlungsabläufen ist »Lebensführung« in ihrer *Spezifik* nur unzureichend gekennzeichnet. Vielmehr muß man, um dieser gerecht zu werden, das »Aufgehobensein« von linearen in *zyklischen* Formen der Handlungsregulation in Rechnung stellen: Zwar ist der Vollzug des Zu-Bett-Gehens (vom Waschen über das Ausziehen – zuerst die Schuhe – bis zum Unter-die-Bettdecke kriechen) in sich eine lineare Handlungsfolge (die dann noch mehr oder weniger »automatisiert« verlaufen kann): Er wird aber erst dadurch zu einem Element der alltäglichen Lebensführung, daß ich ihn allabendlich *wiederhole*, also die lineare Handlungsstruktur in eine *zyklische* Struktur einbinde, in welcher sie ihren Stellenwert innerhalb anderer, ebenfalls wiederholter Vollzüge – morgens (wieder) aufstehen, frühstücken, zur Arbeit gehen etc. gewinnt. Solche Zyklen sind zwar mit vielerlei extern vorgegebenen Zyklen (von der familialen Badbenutzungsordnung über Öffnungszeiten von Läden bis zur institutionellen Arbeitszeit-Regelung) vermittelt, wobei die verschiedenen Ebenen der Zyklizität hier, wenn auch nur mehr oder weniger locker, mit dem kosmischen Tag-Nacht-Zyklus, dem die gesellschaftlichen Repetitionssysteme sich anmessen, in Zusammenhang steht. Dennoch verläuft mein Lebensführungs-Zyklus nicht von selbst, sondern *ich* muß ihn (wie gesagt) durch meine eigene Lebensaktivität »zum Laufen bringen«: Ich muß mir den Wecker stellen (und kann dies auch – mehr oder weniger bewußt – »vergessen«), *ich* muß morgens in die Schule gehen (und kann dies auch, durch Vorschützen von Krankheit oder »Schwänzen« etc. verweigern), o.ä.m. Überhaupt kann ich mich (vorübergehend?) im Ganzen von der zyklischen Lebensorganisation befreien, »die Nacht zum Tage

machen«, »abhauen«, »aussteigen« etc.: Dann habe ich (wie später noch deutlicher werden wird) aber auch die Folgen davon zu tragen, die Verantwortung dafür zu übernehmen – und werde mich im übrigen notgedrungen bald wieder in eine (ob nun die alte oder eine neue) zyklische Lebensführungs-Organisation einbinden müssen.

Wenn ich mich nun danach frage, welche *Funktion* die zyklische Organisation meiner Lebensführung für mich hat, welche *Gründe* ich (in Ansehung meiner Lebensinteressen) haben kann, mich permanent in derartige repetitive Strukturen einzulassen, so verdeutlicht sich (für mich) schon in globaler Sicht die *zentrale Entlastung* für meine Daseinsbewältigung, die mir daraus erwächst: Zwar bin ich der möglichen Überforderung durch die Aufgabe einer eigentätigen Regulation meiner körperlichen Funktionen (Atmung, Verdauung etc.) aufgrund meinem Bewußtsein entzogener biologisch-physiologischer Regelungssysteme enthoben; aber die Regelung der Selbstreproduktion meines Lebens auf der Handlungsebene muß ich (anders als subhumane Lebewesen, denen auch dies mehr oder weniger weitgehend durch biologische Zurüstungen abgenommen wird) schon selbst besorgen. So muß ich auch selbst dafür sorgen, daß ich dadurch nicht *systematisch überfordert* und vom »eigentlichen Leben« abgehalten werde (s.u.), und darin eben begründet sich die Funktionalität meines Sich-Einlassens auf die elementare zyklische Organisation meiner alltäglichen Lebensführung. Dadurch bin ich nämlich davon entlastet, zur Handlungsbegründung jedesmal neu aus den gegebenen Bedeutungsanordnungen Prämissen zu extrahieren und darauf bezogene Handlungsvorsätze zu fassen, und es erübrigt sich ebenso für mich, mir jedesmal neu darüber Klarheit zu verschaffen, wieweit solche Handlungsvorsätze/Handlungen tatsächlich in meinem Lebensinteresse sind. Vielmehr *liegt* es für mich, da ich ja die jeweilige Handlungsfolge aufgrund ihres zyklischen Charakters »*schon immer*« so vollzogen habe und damit meine Lebensgrundlagen reproduzieren konnte, *nahe*, mich auch weiterhin darauf zu verlassen: Sie sind für mich »selbstverständlich«, d.h. »verstehen« sich für mich quasi »aus sich selbst«, bzw. sind für mich »in sich selbst« – genauer: aus dem schieren Faktum des vormaligen Vollzugs der gleichen Handlungsfolge – begründet, stellen also in dem Sinne »Routinen« dar, daß sie von mir »*ohne neuerliche Reflexion des Gegebenseins ihrer Begründetheitsprämissen*« in die alltägliche Lebensführung einbezogen sind (Holzkamp 1993, 315) – wobei auch die linearen Handlungsfolgen – wenn bzw. sofern sie Elemente solcher Handlungszyklen sind – keiner Begründungspflicht unterliegen. Dies heißt nun aber keineswegs, daß die zyklischen Figuren alltäglicher Lebensführung in irgendeinem Sinne aus dem intersubjektiven Begründungsdiskurs herausfallen (also etwa als »bedingt« angesehen werden dürfen): Sie sind vielmehr quasi aus dem Negativen begründet, indem man hier eben »*keinen vernünftigen Grund*« sieht, »*die Prämissenlage jedesmal eigens zu überprüfen*« (a.a.O.).

Die Begründetheit der zyklischen Organisation meiner alltäglichen Lebensführung in meinen Lebensinteressen verdeutlicht sich noch, wenn man den Fall der (vorübergehenden) *Zerstörung* der Alltags-Zyklizität, etwa durch schwere Krankheit, Tod eines Angehörigen, Krieg etc. in die Betrachtung zieht: Man weiß in solchen Extremsituationen buchstäblich nicht, was man (zuerst) tun soll, verliert die Verfügung über seine Lebensbedingungen, sieht sich in seiner Existenz elementar gefährdet. Die Überwindung solcher Krisen (mindestens aber der erste

Schritt dazu) ist entsprechend die Wiedergewinnung des »Alltags«, d.h. der zyklischen Routinen alltäglicher Lebensführung: Nur, soweit dies gelungen ist, weiß man wieder, »wie es weitergehen soll«, bzw. daß es »schon irgendwie weitergehen wird«. Daraus versteht sich auch, in welchen zunächst aussichts- bzw. hoffnungslosen Situationen mir die Rekonstruktion der Alltagsroutinen weiterhilft: Wenn ich nach einer Operation mit der Aussicht, daß ich vielleicht bald sterben werde, nach Hause zurückgekehrt bin, so erscheint in dem Grade alles »nicht mehr so schlimm«, wie ich durch vertraute zyklische Verrichtungen meinen Alltag wiedergefunden habe; das Schreckliche und Unfaßbare wird dadurch quasi enteigentlich. Wenn man nach einem Luftangriff unversehrt aus den Trümmern gekrochen ist und keine Ahnung hat, ob die Freunde und Angehörigen noch leben und überhaupt, wie alles weitergehen soll, werden – soweit irgend möglich – zunächst, als letzter oder erster Halt, Bruchstücke der Alltagszyklizität rekonstruiert: vielleicht sagt bald einer der anderen Überlebenden »ich versuche mal heißes Wasser und Pulver aufzutreiben und mache uns erstmal einen Kaffee« – danach wird man dann schon weitersehen. In Gefangenschaft, etwa im Gefängnis, gehört es neben dem Freiheitsentzug vielleicht zu den stärksten Belastungen, daß mir hier durch minutiöse fremdgesetzte Regelungen – Signale fürs Zu-Bett-Gehen, für den Hofgang, Essen durch die Luke, Abgeholt- und Begleitetwerden auf allen Wegen – mein eigener Alltagszyklus aus der Hand genommen ist und ich so den Verhältnissen weitgehend ausgeliefert bin. Dies spitzt sich noch zu, wenn mir durch Massenunterkünfte mit wechselnder Besetzung, Informationsentzug hinsichtlich der Gründe für die Gefangennahme und hinsichtlich Entlassungsterminen, häufige und willkürliche Umlagen etc. selbst die Gewöhnung an die auferlegten Zyklen, damit der Schein eines letzten Restes von Autonomie, noch genommen ist: Damit wird mir (auch bei ausreichender Ernährung) die elementare Existenzgrundlage entzogen und bleibt so – wie gehäuft in der gegenwärtig regierungsseitig praktizierten Abschiebehaft für nichtdeutsche Flüchtlinge – oft tatsächlich nur die Selbsttötung als letzter Ausweg (vgl. dazu XX*)

In diesen letzten Darlegungen deutet sich schon als Kennzeichen der Lebensführung auf der Ebene zyklischer Alltagsroutinen deren eigentümliche Art der *Zeitstrukturierung* an: Indem hier lineare Veränderungen in den zyklischen Bewegungen aufgehoben sind, die quasi selbst in sich zurücklaufen, ist die Zeitlichkeit in gewissem Sinne stillgestellt, ja erscheinen die Zyklen quasi selbst der Zeitlichkeit enthoben: Morgen früh stehe ich wieder auf, und übermorgen auch, und den darauf folgenden Tag auch, und *so geht es immer weiter*. Aus dieser zeitlichen Qualität von Tagtäglichkeit versteht sich vielleicht wesentlich das eigentümlich Tröstliche der Alltagsbanalität: Solange bzw. da es immer so weiter geht, kann mir eigentlich nicht viel passieren. Trennung, Verlust und Tod sind ausgesperrt (sicher werde ich irgendwann einmal sterben, aber jetzt noch nicht und eigentlich überhaupt nicht). Dies ist sicherlich einer der Gründe, warum ich bei Zerstörung der Alltagszyklizität diese so dringend rekonstruieren muß: Ich kann ohne die darin enthaltene illusionäre Ausblendung von Vergänglichkeit, richtiger: Nichtthematisierbarkeit von Vergänglichkeit eigentlich nicht weiterleben, weil mein je gegenwärtiges Dasein quasi »vom Ende her« relativiert, zersetzt, vernichtet wird. Der Umstand, daß die Verleugnung der Gefährdung und Brüchigkeit meines Vertrauens in die

»Ewigkeit« des zyklischen Alltagslebens nie vollständig gelingt, die verdrängte Vergänglichkeit im Hintergrund »murmelt« und gelegentlich blitzartig ins Bewußtsein dringt, mag die Folie für manche Niedergeschlagenheiten und Hoffnungslosigkeiten sein, deren erfahrene Schwere sich aus dem aktuellen Anlaß nicht hinreichend erklären läßt.

Aus dem Charakter der Alltagszyklizität als Vehikel elementarer Lebenssicherheit ergibt sich, daß alltägliche Lebensführung für mich *nicht schon das »ganze Leben«* sein kann. Sie ist zwar die Basis für alles weitere, durch sie ist meine Existenzangst zurückgedrängt, sie hält mir sozusagen den Rücken frei: Das »Eigentliche« – Produktivität, Rausch, Glück, Sinnerfüllung, gemeinsamer Kampf – steht aber, obwohl vielleicht irgendwie in deren Falten, dennoch quasi senkrecht zur Zyklizität der Lebensführung: Dadurch wird die alltägliche Mühsal des Immer-Gleichen erträglich, ja wird vielleicht durch die bewußtseinserfüllende Breite des »eigentlichen Lebens« ganz an den Rand gedrängt. Darin mag eine Dynamik in Richtung auf die reale Überschreitung des Alltags, eine Mißachtung seiner Regelungen, Ignorierung seiner tagtäglichen Erfordernisse liegen – mit dem Risiko, vielleicht nicht wieder »zurückzufinden« und so die elementare Basis, aus der das »Eigentliche« allein erwachsen kann, zu verlieren. Umgekehrt mag – in dem Maße, wie mir durch beengte Daseinsumstände, Krankheit, Alter, Isolation, die Perspektive auf ein »eigentliches Leben« versperrt ist, die Eintönigkeit des »täglichen Einerlei« selbst für mich bewußtseinserfüllende Breite gewinnen, und sich mir so die resignative bis verzweifelte Frage aufdrängen, warum, für was, ich eigentlich jeden Morgen wieder aufstehen soll, da (wie es in einem berühmten Test-Item heißt) das Leben tatsächlich nur noch »eine Last für mich« ist.

Bei alledem ist zu berücksichtigen, daß die Grenze zwischen »alltäglicher Lebensführung« und »eigentlichem Leben« sicherlich nie klar zu ziehen ist, daß man hier keine objektiven Merkmale, was zum einen und was zum anderen gehört, angeben kann, sondern daß es vom jeweiligen Kontext abhängt, wie ich das Verhältnis zwischen Alltag und Leben erfahre bzw. »interpretiere«. So mag etwa, wenn ich nach langem Krankenhausaufenthalt nach Hause zurückkehre, die bescheidene Autonomie meines wiedergewonnenen Alltags selbst (vorübergehend?) ein wirkliches Glück für mich bedeuten; ebenso mag beim Alt-Werden zusammen mit einem geliebten Menschen der uns noch beschiedene gemeinsame Alltag selbst immer mehr die Qualität einer unwiederbringlichen Köstlichkeit annehmen. Umgekehrt können auch ansonsten garantierte Extasen wie die sexuelle Erfüllung sich bekanntlich, wenn zyklisch wiederholt (jeden Samstag Abend), bald immer mehr zur Alltagsroutine zurückentwickeln und so den Charakter des gegenüber dem Alltag qualifizierten »Eigentlichen« verlieren, etc. Dennoch scheint mir die begriffliche Unterscheidung zwischen alltäglicher Lebensführung und eigentlichem Leben unerläßlich, und zwar deswegen, weil man sonst die Besonderheit der Alltagszyklizität, nämlich ihre spezifische »Leere« und Ergänzungsbedürftigkeit nicht verstehen kann, und weil man sonst über kein Bezugssystem verfügt, die charakteristischen kognitiven Beschränktheiten der alltäglichen Lebensführung – Verhaftetheit im »Naheliegenden« etc. – eben *als* Beschränktheiten auf den Punkt zu bringen (ich komme ausführlich darauf zurück).

In den vorstehenden Ausführungen habe ich – um das Kennzeichen der

Alltagszyklizität erst einmal für sich zur Geltung kommen zu lassen – zunächst so getan, als ob »Lebensführung« lediglich eine Angelegenheit des jeweils einzelnen sei. Dies erforderte teilweise beträchtliche Abstraktionsleistungen (so mußte davon abgesehen werden, daß – wenn als Instanzen des Alltagszyklus z. B. das »In-die-Schule-Gehen« bzw. »Zur-Arbeit-Gehen« angeführt wurden, damit soziale Anforderungen an die individuelle Lebensführung immer schon involviert waren. Vor allem aber konnten wir durch solche Ausblendungen die im Münchener Verständnis zentralen Charakteristika, alltägliche Lebensführung als aktive Leistung der »Integration« bzw. »Konstruktion« der Alltagsorganisation angesichts vielfältiger Anforderungen, noch gar nicht in unsere Reinterpretationsbemühungen einbeziehen. Daran setzen wir nun – in Aufhebung der benannten Abstraktion – mit unserer weiteren Diskussion an. XXXX*

Was ist es eigentlich genau, das durch die alltägliche Lebensführung »integriert« werden muß?

Anmerkungen

* Platzhalter für Ergänzungen im Manuskript (Anm. d. Red.).

- 1 Da in der heutigen sozialwissenschaftlich/psychologischen Diskussion ja mannigfache Wortverbindungen mit »subjekt« – neben »Subjektwissenschaft« z.B. »subjektive Theorie«, »Kritische Theorie des Subjekts«, »Subjektorientierung« – gängig sind, soll im Interesse der Eindeutigkeit hervorgehoben werden, daß – wenn ich im folgenden von »Subjektwissenschaft«, »subjektwissenschaftlich« o.ä. rede – dabei stets der subjektwissenschaftliche Ansatz gemeint ist, wie er sich – seit den frühen siebziger Jahren mit der Kritischen Psychologie herausgebildet hat, für deren Entwicklung – neben meinem eigenen – Namen wie Ute Osterkamp, Volker Schurig, Ole Dreier, Wolfgang Maiers und Morus Markard stehen.
- 2 Anm. d. Red.: Dieser Absatz enthält den handschriftlichen Zusatz: »Muß anders wechselseitig«.
- 3 Ich zitiere im folgenden der Einfachheit halber aus schon angeführten Passagen in der Arbeiten der Münchener Gruppe ohne nochmalige Literaturverweise: Diese sind in meiner früheren, ja vergleichsweise kurzen zusammenfassenden Darstellung (wie ich meine) bei Bedarf relativ leicht aufzufinden. – Hervorhebungen von mir im gegenwärtigen Darstellungszusammenhang sind nicht eigens angemerkt.

Literaturverzeichnis

- Dunkel, W., 1993: Kontrolle und Vertrauen: Die Herstellung von Stabilität in der alltäglichen Lebensführung. In Jurczyk, K. & Rerrich, M. S. (Hg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung (195-209). Freiburg
- Freud, S., 19XX: gesammelte Werke (FGW), Bd. I – XVIII. Frankfurt/M
- Holzkamp, K., 1983: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M
- ders., 1990: »Worauf bezieht sich das Begriffspaar »restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit«?« In: Forum Kritische Psychologie, 26, 35-45
- ders., 1991: »Was heißt »Psychologie vom Subjektstandpunkt«?« In: Forum Kritische Psychologie 28, 5-19
- ders., 1993: Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung. Frankfurt/M
- Jurczyk, K. und M.S. Rerrich, 1993a (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg
- dies., 1993b: Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo »alles zusammenkommt«, In: dies. (Hg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung (11-45). Freiburg
- dies., 1993c: Lebensführung, soziale Einbindung und die Strukturkategorie »Geschlecht«. In: dies. (Hg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung (262 – 278). Freiburg
- Kudera, W., und G.-G. Voß, 1990: Lebensführung zwischen Routinisierung und Aushandlung. Die Arbeitsteilung der Person unter Veränderungsdruck. In: Hoff, E.-H. (Hg.), Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang (155-176). München
- Lorenzer, A., 1974: Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf. Frankfurt/M
- Markard, M.: 1984: Einstellung – Kritik eines sozialpsychologischen Grundkonzeptes. Frankfurt/M
- Mehan, H. 1979: Learning lessons. Social organization in the classroom. Cambridge/Mass.
- Mörth, I. und G. Fröhlich, (Hg.), 1994: Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultorsoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt/M
- Vetter, H.-R. (Hg.), 1991: Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven. München
- Voß, G.-G., 1991: Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart